

## Denk-Orte: ein Dorf reflektiert sein Gedächtnis

### Gedächtnisgeschichte als reflexive Intervention<sup>1</sup>

Die Grenze zwischen ›dem Forscher‹ und ›dem Feld‹ ist in Bewegung geraten; die »ethnographische Repräsentation«, die aus dieser Abgrenzung hervorgegangen ist, befindet sich dem Vernehmen nach in einer Krise.<sup>2</sup> Das Paradigma sozial- und kulturwissenschaftlicher Feldforschung Malinowskischer Prägung als vermeintlich objektive Beobachtung eines objektivierbaren Gegenstandes ist seit den siebziger Jahren von zwei Seiten her in Frage gestellt worden: aus der Sicht der BeobachterInnen und der Beobachteten. Nicht nur die im Feld lebenden Beforschten, sondern auch die FeldforscherInnen selbst erschienen deutlicher als zuvor als wahrnehmende, deutende und handelnde *Subjekte*, die mit ihrem jeweiligen Gegenüber in wechselseitige Beziehungen verstrickt sind. Das forschende Subjekt wurde darüber selbst zu einem beforschten Subjekt, das über Voraussetzungen und Konsequenzen des eigenen Wahrnehmens, Deutens und Handelns inner- und außerhalb des Feldes zu reflektieren begann. Eine so verstandene *reflexive* Feldforschung, eine ›Feldforschung der Feldforschung‹ sozusagen, interessierte sich nicht mehr ausschließlich für die ethnographierten Subjekte, sondern in besonderem Maß für die ethnographierenden Subjekte und deren Produkte, die ethnographischen Texte. Kurz, ›der Forscher‹ wurde umfassender als zuvor als Mitspieler ›des Feldes‹ wahrgenommen.<sup>3</sup>

### *Zwischen Affirmation und Kritik*

In dem Maß, in dem die Grenzen zwischen ForscherInnen und Beforschten unschärfer wurden, trat auch das politische Potenzial des wissenschaftlichen Umgangs mit Popularkultur deutlicher hervor. Danach lässt sich wissenschaftliches Handeln ebenso wenig wie die Alltagspraxis von gesellschaftlichen Machtverhältnissen abtrennen, von den Hierarchien zwischen Geschlechtern, Klassen, Generationen, Ethnien, Regionen und so fort. Einen Schauplatz dieser Debatte um das Politische in der Erforschung der Popularkultur bieten die Cultural Studies. Gegen den Vorwurf eines *cultural populism*, der Affirmation popularkultureller Äußerungen, formulierte Stuart Hall ein kritisches Verständnis von Cultural Studies. Er versteht Popu-

larkultur als Bündel von Relationen zwischen dominierten und dominanten Kulturen, zwischen *people* und *power bloc*. Dieses Machtverhältnis wird nicht nur ›von oben‹, sondern vor allem ›von unten‹ hergestellt, durch die alltägliche Anerkennung der dominanten Kultur von Seiten der Dominierten. Popularkultur ist demzufolge als Kräftefeld denkbar, in dem gegebene Machtverhältnisse über Kämpfe um Anerkennung nicht nur *reproduziert*, sondern auch *transformiert* werden können. Cultural Studies, so Stuart Hall, können und sollen in dieses Kräftefeld intervenieren, indem sie die dominierten, progressiven Repräsentationen einer Kultur zum Ausdruck bringen; über ein solches »offenes Projekt« werden Alternativen zu Hierarchien von *class*, *gender* und *race* denkbar.<sup>4</sup> Gegen diese neo-gramscianische Sicht von *cultural politics* führt Tony Bennett eine neo-foucaultianische Sicht von *cultural policy* ins Treffen: Interventionen, die allein auf Prozesse der alltäglichen Meinungsbildung abheben, führten ins Leere; entscheidend sei die Intervention in professionalisierte Politikfelder.<sup>5</sup> Trotz unterschiedlicher Ansatzpunkte verstehen beide Ansätze Cultural Studies als wissenschaftliche *und* emanzipatorische Praxis, als Rekonstruktion *und* Dekonstruktion von Machtverhältnissen.<sup>6</sup>

Auch im Umgang mit Geschichtsbildern werden solche Machtbeziehungen sichtbar, wenn etwa die Frage gestellt wird: Wer spricht – wie, zu wem und über wen? Manche haben mehr Macht als andere, innerhalb einer lokalen, regionalen oder nationalen Gesellschaft Geschichtsbilder zu entwerfen, durchzusetzen und zu behaupten. Innerhalb dieses sozialen Kräftefeldes gewinnen Geschichtsbilder an Gewicht, werden stillschweigend anerkannt oder erlangen Anerkennung in mehr oder weniger wortreichen Gefechten. Kurz, das Schweigen interveniert ebenso wie das Reden in die gegenwärtige Legitimation von Vergangenheits- und Zukunftsvorstellungen.<sup>7</sup> Im wissenschaftlichen Umgang mit Lokal- und Regionalgeschichte können wir an den Enden eines breiten Spektrums *affirmative* und *kritische* Intervention unterscheiden. Affirmative Interventionen begegnen uns etwa in der konservativen »Heimatsforschung«, deren Geschichtsbilder alles Konflikthafte exterritorialisieren, um das Eigene in ein harmonisches Licht zu rücken; darüber wird zumeist der Status Quo legitimiert. Kritischen Interventionen fühlen sich Teile der »neuen Geschichtsbewegung« verpflichtet, die über ökologische, feministische, pazifistische, entwicklungspolitische oder antifaschistische Lesarten des Eigenen die Legitimität vorherrschender Geschichtsbilder in Zweifel ziehen.<sup>8</sup> Bei allen Unterschieden tendieren beide Spielarten wissenschaftlicher Interventionen dazu, vergangene Praktiken nach je gegenwärtigen Normen zu beurteilen. Je nach Standpunkt werden Akteure als ›heimatverbunden‹ oder ›chauvinistisch‹, ›bodenständig‹ oder ›reaktionär‹, ›mannhaft‹ oder ›patriarchalisch‹ beurteilt. Über diese affirmative oder kritische Normierung der Beforschten laufen die ForscherInnen Gefahr, sich freiwillig oder unfreiwillig zu KomplizInnen normativer – und vielfach auch machtvoller – Diskurse zu machen. Gleichwohl dürfte es keine Sozial- und Kulturwissenschaft geben, die auf normative Bezugnahmen verzichten könnte; erst darüber gewinnt sie ihre Gegenstände aus dem unendlichen Kosmos der Phänomene.

Wie lässt sich eine wissenschaftliche Praxis denken, die Normierungen über die Köpfe der Beforschten hinweg vermeidet, zugleich aber die normativen Bezugnahmen der ForscherInnen erkennt und anerkennt? Einen möglichen Ausweg aus dem normierenden Monolog scheint der *Dialog* über die Legitimation und Delegitimation von Normen zu eröffnen. Jürgen Habermas und Jean-François Lyotard, die beiden Hauptkontrahenten im philosophischen Glaubenskrieg der vergangenen Jahrzehnte, skizzieren unterschiedliche Wege zu einer dialogischen Wissenschaftspraxis – der eine durch die *Rekonstruktion* der Voraussetzungen legitimer Herrschaft, der andere durch die *Dekonstruktion* der sprachlichen Legitimationsversuche von Herrschaft. Nach Habermas sollen Normen in der herrschaftsfreien Kommunikation kompetenter Akteure begründet werden.<sup>9</sup> Dagegen fordert Lyotard, der jeglichen Diskurs von Machtverhältnissen durchdrungen sieht, den ständigen Widerstreit über normative Setzungen.<sup>10</sup> Diese antagonistischen Entwürfe können auch als komplementäre Plädoyers für eine dialogische Wissenschaftspraxis gelesen werden, die sich in der Gleichzeitigkeit von Legitimations- und Delegitimationsversuchen äußert – im Aushandeln kollektiv geteilter Normen, aber auch im Infragestellen geltender Normen und damit jeglicher Form von Herrschaft.<sup>11</sup>

Dieses Bemühen um Dialog kennzeichnet eine Wissenschaftspraxis, die wir als *reflexive Intervention* bezeichnen. Wir wollen mit den DorfbewohnerInnen in einen Dialog über die Geltung von Geschichtsbildern treten, der die Positionen aller Beteiligten, der ForscherInnen wie der Beforschten, einbezieht. Im Verlauf dieses Kommunikationsprozesses treten einmal legitimierende, ein andermal delegitimierende Momente hervor. Eine reflexive Intervention entwickelt insofern ein *affirmatives* Potenzial, als sie gegebenen, öffentlichen und privaten Geschichtsbildern einen Rahmen bietet. Sie birgt insofern ein *kritisches* Potenzial, als innerhalb dieses Rahmens verborgene Widersprüche zwischen diesen Geschichtsbildern oder deren Elementen offenkundig werden.<sup>12</sup> Eine so verstandene Intervention begnügt sich nicht damit, statische Geschichtsbilder zu affirmieren oder zu kritisieren; vielmehr erzeugt sie ein affirmatives und kritisches Potenzial, das die Beforschten im Dialog mit den ForscherInnen in die Lage versetzt, statische Geschichtsbilder zu dynamisieren – gemäß dem Marxschen Diktum: »Man muss diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen bringen, dass man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt.«<sup>13</sup>

### *Gedenken oder Erinnern?*

Anknüpfungspunkte für eine reflexive Intervention in die Gedächtnispraktiken der beforschten Gesellschaft bieten die Konzepte der *Mäeutik* und der *Rhetorik*. Während das rhetorische *Gedenken* auf die Reproduktion von Gedächtnissen mit Hilfe materieller, im Raum lokalisierbarer Stützpunkte abzielt, strebt das mäeutische *Erinnern* nach der Transformation des Gedächtnisses in der Zeit. Die Mäeutik propagiert einen methodischen Dreischritt: Die gewohnheitsmäßige, passive Erin-

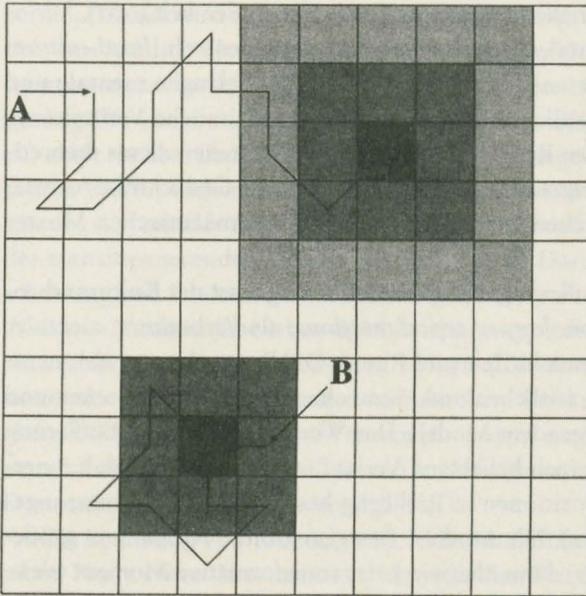
nerung (*Doxa*) wird in Frage gestellt, um das Alltagsbewusstsein zu irritieren (*Aporie*), was letztlich die kreative, aktive Erinnerung (*Anamnesis*) hervorruft.<sup>14</sup> Die Literaturwissenschaftlerin Aleida Assmann fasst diese unterschiedlichen Strategien in die Begriffe von *ars* (»Kunst«) und *vis* (»Kraft«). Das Gedächtnis als *ars*, wie es in der rhetorischen Gedächtniskunst seit der Antike geübt wird, bezieht sich auf Verfahren des reproduzierenden Gedenkens nach räumlichen Vorbildern. Dagegen wendet sich seit der Aufklärung immer deutlicher das Gedächtnis als *vis*, die Kraft der transformierenden Erinnerung in der Zeit. Daraus leitet Assmann die Unterscheidung von *Funktions-* und *Speichergedächtnis* ab. Das »bewohnte Funktionsgedächtnis« umfasst jene lebendigen Erinnerungen, die in der jeweiligen Gegenwart Sinn generieren. Das »unbewohnte Speichergedächtnis« hingegen versammelt tote, sinnentleerte Fakten. Zwischen mäeutischem Funktions- und rhetorischem Speichergedächtnis bestehe keine Trennung, sondern eine Übergangszone für den »Binnenverkehr zwischen aktualisierten und nichtaktualisierten Elementen«, der die Dynamik des Gedächtnisses ermögliche.<sup>15</sup>

Die Spannung von Rhetorik und Mäeutik durchzieht auch das Werk des Historikers Pierre Nora. In seinem enzyklopädischen Projekt *Les lieux de mémoire* zieht er eine klare Trennung zwischen Gedächtnis und Geschichte: Während ersteres sakralisierend, gruppenbezogen und punktuell ausgerichtet sei, arbeite letztere entzaubernd, verallgemeinernd und kontinuierlich. Kurz, »das Gedächtnis ist ein Absolutes, die Geschichte kennt nur das Relative«. Nora sieht diese Trennung als spezifischen Zug der Moderne und deutet diesen, versetzt mit einem Schuss Kulturpessimismus, als Herrschaft der Geschichte über das Gedächtnis – als »Entlegitimierung der gelebten Vergangenheit«. Dort, wo sich die Geschichte der *milieux de mémoire*, der gelebten Gedächtnisse, bemächtigt, sieht Nora die *lieux de mémoire*, die Gedächtnisorte, im Entstehen. Die Gedächtnisorte liegen zwischen Gedächtnis und Geschichte – dem Gedächtnis nicht mehr, der Geschichte noch nicht zugehörig. Die Gedächtnisorte, die als Museen, Archive, Denkmäler, Feste, Wallfahrtsstätten etc. fassbar werden, schützen das Gedächtnis vor dem Verfall; demzufolge befestigen sie die rhetorische Logik des Gedächtnisses gegen die mäeutische Logik der Geschichte: »Das Gedächtnis klammert sich an Orte wie die Geschichte an Ereignisse.«<sup>16</sup>

Assmanns Komplementaritätsmodell und Noras Konfrontationsmodell liegen, genauer besehen, nicht so weit auseinander, wie es zunächst scheint. Beide gründen ihre Theorien auf der Spannung von mäeutischen, mit der *Innenwelt* verknüpften Strategien und rhetorischen, mit der *Außenwelt* verknüpften Strategien – zwischen Funktions- und Speichergedächtnis (Assmann) oder zwischen Gedächtnis und Geschichte (Nora). Diese Spannung zwischen Innen und Außen lässt sich durch die Schriften unterschiedlicher TheoretikerInnen des Gedächtnisses verfolgen, die den Schwerpunkt einmal auf das psychische System, ein andermal auf das soziale System legen. Diese Spurensuche führt uns über Kommunikationstheorien der britischen Cultural Studies<sup>17</sup> zum Modell einer »Gedächtnisspirale«, der Abfolge von

Entäußerung (*encoding*), materieller Repräsentation in der Außenwelt (*text*), Verinnerlichung (*decoding*) und mentaler Repräsentation in der Innenwelt (*lived culture*) im zeitlichen Verlauf. Über diesen Kommunikationsprozess erlangen mentale und materielle Repräsentationen zeitliche Dauerhaftigkeit und räumliche Verbreitung, verdichten sie sich zu *kulturellen* Repräsentationen.<sup>18</sup> Wir verstehen dieses theoretische Modell als Denk-Werkzeug zur Bearbeitung empirischer Gedächtnisprozesse, die einmal mehr dem rhetorischen, ein andermal mehr dem mæutischen Muster folgen.

Das Wechselspiel von Entäußerung und Verinnerlichung fasst der Kulturanthropologe Dan Sperber als *epidemiology of representations*, als Verbreitung mentaler und materieller Repräsentationen in Zeit und Raum. Die Frage, warum sich manche dieser Repräsentationen in zeitlichen und räumlichen Kontexten verbreiten und manche nicht, führt ihn zu folgendem Modell: Das Wechselspiel von Entäußerung und Verinnerlichung nimmt keinen beliebigen Verlauf, sondern bewegt sich innerhalb des Raumes möglicher Positionen in Richtung bestimmter Positionen, sogenannter Attraktoren (*attractors*). Nimmt diese Bewegung ihren Ausgang in größerer Entfernung eines Attraktors, dann überwiegt das transformative Moment (siehe Linie A in der Abbildung); Bewegungen in nächster Nähe eines Attraktors betonen hingegen das reproduktive Moment (siehe Linie B in der Abbildung). Transformation und Reproduktion treten zwar in unterschiedlicher Gewichtung, aber jeweils gemeinsam auf. Auch die mittelalterlichen Mönche, die Buchmanuskripte kopierten, verstanden, was sie lasen, und korrigierten vermeintliche Ungereimtheiten entsprechend ihrem Vorverständnis. Sperber sieht in solchen Attraktoren *kulturelle* Repräsentationen: einen dauerhaften und weitverbreiteten Kernbestand mental-materieller Repräsentationen innerhalb des Gesamtbestandes mentaler und materieller Repräsentationen einer Gesellschaft. Attraktoren sind das Resultat »psychologischer« und »ökologischer« Faktoren, wie Sperber sagt.<sup>19</sup> Praxeologisch gewendet hieße das: Sie sind eingelagert in die Strukturen von psychischer Innen- und sozialer Außenwelt, die über die Praktiken von Entäußerung und Verinnerlichung reproduziert oder transformiert werden.



Das Attraktoren-Modell nach Dan Sperber<sup>20</sup>

### *Zur Topographie des Gedächtnisraumes*

Um dieses theoretische Modell für die empirische Forschung handhabbar zu machen, knüpfen wir an Noras Konzept der Gedächtnisorte an, ohne jedoch die Dichotomie von »lebendigem Gedächtnis« und »toter Geschichte« zu übernehmen. Wir verstehen Noras Gedächtnisorte als Spielarten von *Denk-Orten*. Wie Gedächtnisorte im Besonderen vereinen Denk-Orte im Allgemeinen drei Aspekte: einen materiellen, einen sozialen und einen symbolischen.<sup>21</sup> Nehmen wir den symbolischen Ort der Gemütlichkeit: Er steht in Verbindung mit sozialen Orten – der Wirtshausrunde, der Festgesellschaft, der Großfamilie – und materiellen Orten – Stube, Festplatz, Gasthaus; oder den sozialen Ort des Bauern: Er korrespondiert mit symbolischen Orten – »Bodenständigkeit«, »Fleiß«, »Genügsamkeit« – und materiellen Orten – Stall, Feld, Wald; oder den materiellen Ort des Kriegerdenkmals: Er wird assoziiert mit symbolischen Orten – »Heldentum«, »Opfer«, »Abwehr« – und sozialen Orten – Soldaten, Veteranenvereinen, dem »Feind«. Denk-Orte nehmen zugleich Bezug auf drei Räume: den *materiellen* Raum der Dinge, den *sozialen* Raum der Akteure und den *symbolischen* Raum der Deutungen. Keiner dieser Räume lässt sich aus einem anderen schlichtweg ableiten; gleichwohl stehen alle Räume zueinander in Beziehung.

Unser Augenmerk gilt dem symbolischen Raum oder, metaphorisch gesprochen, der Gedächtnislandschaft. Wir verstehen darunter eine relationale Anordnung von

Plätzen und Subjekten, die sich zwischen diesen Plätzen bewegen.<sup>22</sup> Plätze sind mögliche Positionen, die Subjekte einnehmen können, sollen oder müssen; sie werden durch populäre und elitäre *Diskurse* hergestellt und wirken über Zug- und Schubkräfte von außen auf die Individuen ein.<sup>23</sup> Wenn ein Subjekt eine mögliche Position *in praxi* einnimmt, dann generiert es *individuelle Identität*.<sup>24</sup> Die Identifizierung formt den Platz in einen ›bewohnten‹ Ort um; solche Identitäten erzeugen und sind erzeugt durch Differenzen zu ›unbewohnten‹ Orten, zu *Nicht-Orten*.<sup>25</sup> Die Wahl eines Ortes wird von den verinnerlichten Zug- und Schubkräften des *Habitus* geregelt, ohne dass das Subjekt bewusst Regeln befolgen muss.<sup>26</sup> Mithin lassen sich Diskurse und Habitus als Strukturen dieses Kräftefeldes begreifen, in dem die Subjekte bewegt werden und sich bewegen. Über das Wechselspiel von *Identifiziert-Werden* und *Sich-Identifizieren* werden diese Strukturen, von denen das Gedächtnis einen Teil darstellt, wiederum hergestellt – *reproduziert*, indem Subjekte (gemäß der rhetorischen Logik) bestimmte Orte besetzt halten, oder *transformiert*, indem sie (gemäß der mäeutischen Logik) zwischen unterschiedlichen Orten oszillieren.

Platzieren sich mehrere Individuen um ein und denselben Ort, stellen sie *kollektive Identität* her. Wir nehmen damit Bezug auf das Werk des Soziologen Maurice Halbwachs, einem der Begründer der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung. In seinem 1925 erstmals erschienenen Hauptwerk *Les cadres sociaux de la mémoire* behauptet er, dass sich das Gedächtnis nicht nur in, sondern vor allem *zwischen* Individuen formiert. Obwohl jedes Individuum über ein je eigenes Gedächtnis verfüge, entstehe dieses jedoch nur innerhalb der jeder Gesellschaft je eigenen Wahrnehmungsrahmen (*cadres sociaux*): »Man kann ebensogut sagen, dass das Individuum sich erinnert, indem es sich auf den Standpunkt der Gruppe stellt, und dass das Gedächtnis der Gruppe sich verwirklicht und offenbart in den individuellen Gedächtnissen.«<sup>27</sup> Halbwachs behauptet demnach nicht, wie ihm viele seiner Kritiker unterstellten,<sup>28</sup> dass das Kollektiv analog zum Individuum über ein Gedächtnis verfüge. Es sind jeweils *Individuen*, die im vorstrukturierten Raum des Gedächtnisses den Standpunkt eines Kollektivs einnehmen; gleichwohl gewinnt in solchen Situation das *Kollektiv* als imaginierte Gemeinschaft (*imagined community*) Kontur.<sup>29</sup>

## Reflexive Gedächtnisgeschichte im Feld

Dieser theoretische Werkzeugkasten bietet uns eine Handhabe, um Aleida Assmanns Komplementaritätsmodell und Pierre Noras Konfrontationsmodell am empirischen Material zu erproben. Als Forschungsfeld wählten wir Frankenfels, eine etwa 2.000 Einwohner zählende Marktgemeinde in den niederösterreichischen Voralpen.<sup>30</sup> Wir führten ab Jänner 2000 zunächst eine Reihe narrativ-biographischer Interviews, in denen Frauen und Männer aus dem Dorf über subjektiv bedeutsame Örtlichkeiten erzählten; in diesen Erzählungen konnten wir öffentliche und private

Denk-Orte (erster Ordnung) objektivieren.<sup>31</sup> Sodann veröffentlichten wir im August 2000 kommentierte Passagen aus diesen Interviews in Form einer CompactDisc (CD), die gewissermaßen einen Denk-Ort zweiter Ordnung darstellte.<sup>32</sup> Schließlich arrangierten wir im Dezember 2000 eine Gruppendiskussion, im Zuge derer die Positionierungen einzelner Frauen und Männer in Bezug auf die CD, Denk-Orte dritter Ordnung sozusagen, deutlich wurden.<sup>33</sup> Dem Konfrontationsmodell zufolge müsste unsere Intervention die Individual- und Kollektivgedächtnisse durch die Geschichte delegitimieren. Der Gedächtnisdiskurs der Forscher würde zusammen mit anderen machtvollen Diskursen die Beforschten von den gewohnten Denk-Orten entwurzeln; als Rettung bliebe ihnen, sich an Gedächtnisorte zu binden. Das Komplementaritätsmodell lässt dagegen auch die neuerliche Legitimation des Gedächtnisses durch die Geschichte erwarten. Individuen und Kollektive würden sich vor dem jeweiligen lebensweltlichen Horizont manche Plätze des Gedächtnisdiskurses als Denk-Orte aneignen, andere jedoch abwehren. Die Gruppendiskussion lieferte uns Ansatzpunkte, um das praktische Verhältnis der beiden theoretischen Gedächtnismodelle genauer zu bestimmen.

### *1. Etappe: Tastende Schritte*

Nach einer kurzen Vorstellungsrunde haben die TeilnehmerInnen ihre Ausgangspositionen bezogen.<sup>34</sup> Mit der Aufforderung, das erste Hörerlebnis mit der CD zu schildern, lädt sie der Diskussionsleiter ein, den Raum des Gedächtnisses zu betreten. Sophie<sup>35</sup> hört die CD erstmals in ihrer Küche, während des Geschirrabwaschens. Sie fühlt sich in besonderer Weise vom Kommentar der Sprecherin angesprochen, weniger von den Erzählungen der Älteren: »Jo, und dadurch hots a vü mehr Aussage. San net nur Gschichtln aneinandergreih.« Nicht das Gesagte selbst, sondern dessen Überschuss an »Aussage« erweckt ihre Aufmerksamkeit. Es scheint, als betrachte die Sozialarbeiterin auch jenseits ihrer Betreuungs-Fälle menschliche Äußerungen unter einem analytischen Blickwinkel. Vor diesem Hintergrund nähert sie sich dem veröffentlichten Dorfgedächtnis zwar mit Neugier, wahrt jedoch eine gewisse Distanz zu den erzählten Geschichten. Vorsichtige Neugier lässt auch der Bauer Georg<sup>36</sup> erkennen, der wie Sophie die CD zum ersten Mal in der Küche hört, vermutlich gemeinsam mit seiner Ehefrau. Zwei Exemplare hat er für seine Familie und für seine Mutter als Weihnachtsgeschenk gekauft – »afoch aus Interesse«, wie er sagt, ohne das veröffentlichte Dorfgedächtnis näher zu bewerten.

Margarete,<sup>37</sup> Gattin eines pensionierten Eisenbahners, besucht eine Nachbarin, um die CD-Geräusche von den Ohren ihres Ehemannes fernzuhalten; und das aus gutem Grund, wie sie meint. Irritiert zeigt sie sich durch jene Passage auf der CD, in der sie die erste Begegnung mit ihrem späteren Ehemann im Gastzimmer eines Wirtshauses schildert. Allerdings erweisen sich die »glänzenden Augen« des Burschen, die den Blick des Mädchens fesseln, am Ende als sichtbarer Ausdruck einer

durchzechten Nacht. Entgegen der Intention der Interviewpartnerin gelangte die Passage durch ein Missverständnis auf die CD. Daran knüpft sie die Forderung, zwischen dem, was in der Privatsphäre erzählt werden kann, und dem, was für die Öffentlichkeit des Dorfes bestimmt ist, zu unterscheiden: Die Geschichte von den »glänzenden Augen« des betrunkenen Ehemannes, sagt sie, sei zwar nichts »Unwahres«, aber auch nichts »Interessantes«; dies umso mehr, als ihr Sohn, wie im Dorf fast jeder zu erzählen weiß, vor Jahren mit Alkoholproblemen konfrontiert war. Die CD verletzt aus ihrer Sicht ein ungeschriebenes Gesetz des Sprechens im Dorf: Man kann, ja soll sich durch die Verbreitung belastender Informationen belasten, allerdings stets hinter dem Rücken der Betroffenen. Was diese Passage betrifft, steht Margarete dem veröffentlichten Dorfgedächtnis reserviert gegenüber.

Ähnlich skeptisch äußert sich die Pensionistin Theresia<sup>38</sup> über die CD, die sie zu Hause beim Stricken zum ersten Mal hört. Trotz aller Übereinstimmungen zieht sie eine Grenze zwischen ihren privaten Erinnerungen und den veröffentlichten Erinnerungen: »Is aa fast so ähnlich hergwesn, oba Verschiedenes hätt=i wieder aunders gsogt, anders erzählt.« Als Kind aus bescheidenen Verhältnissen, das in einem abgelegenen Tal aufgewachsen ist, findet Theresia die verinnerlichte Subalternität im veröffentlichten, aus ihrer Sicht offiziellen Dorfgedächtnis nur teilweise wieder. Ihre Skepsis gegenüber dem Inhalt der CD geht einher mit der Skepsis gegenüber der Form: Sie befürchtet, das Medium sei nicht geeignet, die Erinnerungen »für später fest[zuhalten«; es könnte sich durch mehrmaliges Abspielen abnutzen. Darüber platziert sie sich zwar im Nahebereich, jedoch fernab des Zentrums des offiziellen Dorfgedächtnisses.

Anders dagegen der Bundesbahnpensionist Friedrich,<sup>39</sup> einer der Erzähler auf der CD. Er spielt die CD einigen Familien vor, die er zu seinen Bekannten zählt. Obwohl er die »angenehme Stimme« der Sprecherin lobt, fühlt er sich in besonderem Maß von den Erzählungen der älteren OrtsbewohnerInnen angesprochen. Er stellt sich gleichsam als Sprecher des veröffentlichten Dorfgedächtnisses dar, der die Geschichten in seinem eigenen Gedächtnis aufbewahrt: »Oiso für mich is jo des net neu, sondern des is eigentlich mehr die Bestätigung von diesen Vorkommnissen wo do so gwesn san.« Für Friedrich repräsentiert seine Präsenz auf der CD nach Jahrzehnten der berufsbedingten Abwesenheit wohl nicht nur die Verbindung mit seinem Geburtsort, sondern auch das dörfliche Prestige, das einer, der in der Ferne Karriere gemacht hat, beansprucht: »Und mi gfreits eigentlich dass=i do eingeladen wordn bin.« Das CD-Projekt erscheint für seine dörfliche Ehre von bleibendem Wert, ist »fast unbezahlbar«, wie er sagt.

Zwei Diskussionsteilnehmer folgen Friedrich im Bestreben, die veröffentlichte Erinnerung durch die private Erinnerung zu belegen. Rudolf,<sup>40</sup> pensionierter Eisenbahner und Nebenerwerbsbauer, hört die CD gemeinsam mit seinen erwachsenen Kindern, die auf Besuch gekommen sind. Als die Besucher die Glaubwürdigkeit der Schilderung einer Bauerntochter, die in der Schlafkammer von Ratten heimgesucht wird, in Zweifel ziehen, macht sich Rudolf als Vater, vielleicht auch als Obmann

des Heimat- und Trachtenvereines, zum Verteidiger des veröffentlichten Gedächtnisses. Er begegnet dem Unverständnis der Jüngeren mit einer selbsterlebten Geschichte über die alltägliche Präsenz der Ratten, die das Verständnis für die Erinnerungen der Älteren wecken möchte. Auch der pensionierte Installateurmeister Karl<sup>41</sup> kann die meisten Erzählungen der Interviewpartner aus eigenem Erleben bestätigen, etwa die mühselige Arbeit des Wäschewaschens am Bach. Er hört die CD, die ihm die Gemeinde anlässlich einer Ehrung als Geschenk überreicht hat, allein im Wohnzimmer. »Vom Inhalt mäßig is ma aa des meiste bekaannt gwesn - bis auf Details natürlich, net, owa, die Zeit do hob i jo mehr oda wenig a derlebt, bin aa scho über sechzg.« Rudolfs und Karls Schilderungen zu den Themen »Ratten« und »Wäschewaschen« erweitern sich durch Einwürfe von Theresia, Friedrich und Margarete zu gemeinsamen Erörterungen um den Topos: *Wie anstrengend und entbehrungsreich unser Leben damals war, und wie viel besser es heute ist.*

Die Jüngste der Runde, die Bauerntochter Irene,<sup>42</sup> die vor kurzem das Studium der Landschaftsplanung beendet hat, hört die CD während eines Besuchs bei den Eltern allein im Zimmer. Trotz ihres jugendlichen Alters sind ihr die Geschichten der InterviewpartnerInnen aus Alltagsgesprächen im Familienkreis vertraut: »Also i hob hiaztn [jetzt] nix erlebt von dera Zeit natürlich, owa i kenn so die Gschichtn auf die Oart von dahoam her.« Wir vermuten, dass Irene, die berufsbedingt einen Gutteil ihres Lebens in der Stadt verbringt, die CD als hörbaren Ausdruck ihrer Bezüge zur ländlichen »Heimat« wahrnimmt. Die Nähe zum veröffentlichten Dorfgedächtnis erscheint zusammen mit personalen Bindungen, den Kontakten zu Familie, Verwandtschaft und Gleichaltrigen in der Landjugend als Stütze ihrer städtisch-ländlichen Doppelexistenz.

Nach der ersten Diskussionsrunde haben die SprecherInnen Positionen im Raum des Gedächtnisses bezogen, die in größerer oder geringerer Distanz zur Region des veröffentlichten Dorfgedächtnisses liegen: Friedrich im Zentrum, Rudolf und Karl im Kernbereich, Sophie, Georg und Irene im Nahbereich sowie Margarete und Theresia im Randbereich. Zusätzlich gewinnt eine weitere Gedächtnisregion Kontur, die sich zwar weitgehend mit der Region des veröffentlichten Dorfgedächtnisses deckt, jedoch darüber hinausragt: der Topos des *fleißigen und genügsamen Dorfbewohners*, um den sich die älteren DiskussionsteilnehmerInnen scharen. Über diese Platzierungen handeln die SprecherInnen eine räumliche Anordnung aus, die von geschlechter-, klassen- und generationenspezifischen Machtverhältnissen durchzogen scheint: Den Kernbereich des veröffentlichten Dorfgedächtnisses besetzen ältere Männer, die als Besitzer eines Gewerbebetriebes, Beamter im gehobenen Dienst und Inhaber öffentlicher Ämter symbolisches Kapital akkumuliert haben, das sie wiederum in die Ordnung des symbolischen Raumes investieren. Über den Topos *Fleiß und Genügsamkeit* ordnen sich auch die weiblichen SprecherInnen der älteren Generation dieser Gedächtnisregion zu. Die jüngeren TeilnehmerInnen sind darauf verwiesen, die von den Älteren geschaffene Raumordnung mit mehr oder weniger Empathie zur Kenntnis zu nehmen. Auf diese Weise wird die Bereitschaft

des Einzelnen, das veröffentlichte Kollektivgedächtnis aus dem individuellen Gedächtnis heraus zu bekräftigen, zur Eintrittskarte in die bereits in Umrissen erkennbare Dorfgemeinschaft.

## 2. Etappe: Eigenes und fremdes Terrain

Anstöße für die nun folgenden Bewegungen in der Gedächtnislandschaft vermittelt einerseits der Hinweis Karls auf eine weithin bekannte Attraktion, die Ballbesuchern in den fünfziger und sechziger Jahren einiges Vergnügen bereitet: eine Rutsche, die vom ersten Stock eines Gasthauses in das Erdgeschoss führte. Andererseits fordert die Frage des Diskussionsleiters nach dem »Typischen« der dörflichen Vergangenheit die SprecherInnen auf, sich gegenüber dem auswärtigen Forscher deutlicher zu positionieren. Die beiden Impulse eröffnen eine Schneise zum Topos der *Frankenfesler Gemütlichkeit*, der seit Jahrzehnten ein zentrales Element der Identitätspolitik dörflicher Eliten darstellt. Die Rede von der Gemütlichkeit richtet sich gleichzeitig nach innen wie nach außen. Im Inneren klammert sie Konfliktlinien zwischen verwandtschaftlichen Clans, sozialmoralischen Milieus und anderen Fraktionen der Dorfgesellschaft aus. Nach außen hin propagiert sie das Bild einer harmonischen Dorfgemeinschaft, in dem sich die Erwartungen zahlungskräftiger Touristen widerspiegeln. Wie auf der Rutsche, die noch vor Jahrzehnten den einzigen Weg vom Tanzsaal zur »Hölle« genannten Schnaps-Bar eröffnete, gleitet nun ein Sprecher nach dem anderen zum Topos der *Frankenfesler Gemütlichkeit*; dort gruppieren sich die älteren SprecherInnen Karl, Margarete, Rudolf, gefolgt von der jungen Irene, zu einer Erinnerungsgemeinschaft, die das Vergangene unter nostalgischen Vorzeichen vergegenwärtigt. »Des woan nu lustige Bälle, samma uns ehrlich. Geh, heit auf an Ball, i findat=ma nix«, verdeutlicht Margarete die vorherrschende Gefühlslage. Sie ist es auch, die das Frankenfesler Selbstbild scharf vom Fremdbild umliegender Gemeinden scheidet. »Herinnen«, im Gebirge, regiere die »Gemütlichkeit«, während »draußen«, talauswärts, die »Gespreiztheit« vorherrsche. Rudolf, der als Obmann des Heimat- und Trachtenvereines für die dörfliche »Traditionspflege« verantwortlich ist, folgt ihr in dieser Grenzziehung; er erzählt, dass früher ausschließlich die Frankenfesler Musikkapelle bei Veranstaltungen aufspielte, was viele BesucherInnen aus umliegenden Gemeinden angezogen habe.<sup>43</sup>

Auf diese Weise gewinnt rund um den Topos der *Frankenfesler Gemütlichkeit* eine Vorstellung von Dorfgemeinschaft Kontur, die in einem vermeintlichen ›Wesen‹ von Land und Leuten wurzelt. Dass dieser Gemeinschaftsentwurf *engendered* ist, bringt Karl durch seine Beschreibung der Rutsche zum Ausdruck: »Do haums so a klaane Kokosmattn ghobt zum Unterlegn und bist untn gssesn und die Dame host hoit zuwagnumma, weu waunn die gstraft san mitn Ellbogen, die haum sie vabrennt (...) Fjjjjt! Do is gaunz schee flott dahigaunga. Die host hoit schee zuwagnumma und horuck, und unten hot die oana gfaungt und daunn hots a Schnapsl

gebn, des woa recht lustig.« Umsichtige und kräftige Männer bewahren durch ihr Geschick – und nicht ganz uneigennützig – die schutzbedürftigen Frauen vor Verletzungen. Eine auf der CD veröffentlichte Erzählung Margaretes zeigt jedoch, dass sich die Frauen mit List den Vereinnahmungsversuchen der Männer in der »Hölle« zu entziehen wussten. Dennoch: In der Gruppendiskussion erscheinen die Männer als die Aktiven, die Frauen als die Passiven. Niemand zieht diese Konstruktion grundsätzlich in Zweifel, auch nicht die Sprecherinnen. Leise Versuche, diesen Denk-Ort zu hinterfragen, lassen allerdings Karl und Sophie anklingen. Karl relativiert die Reichweite der Frankenfelder Gemütlichkeit nach außen hin, indem er sie räumlich auf einige Nachbargemeinden und zeitlich auf eine Ballveranstaltung einschränkt. Sophie scheint zunächst über den Topos der *Bodenständigkeit* die naturwüchsige Grenze des Dörflichen zu bestätigen: »Na für mi is=scho sehr sehr bodenständig. Die Gschichtn passn do her.« Sie macht jedoch deutlich, dass sie den Geltungsbereich des Gedächtnisses über die Dorfgrenzen hinaus auf das »Gebirge« erweitert: »Na, i hob gestern die CD an Scheibbser anhörn lassen und der hat sich das genauso vorstellen können, aa für Scheibbs, net, zum Beispü. Oiso do / und darum glaub i, dass an der Struktur liegt, dass des do her passt.« Auf diese Weise richtet Sophie ihr Augenmerk auf die Konstruktionsprinzipien des Kollektivgedächtnisses; darin äußert sich einmal mehr ihr analytischer Blick auf das Soziale. Obwohl sich Karl und Sophie innerhalb der behaupteten Gedächtnisregion platzieren, wägen sie genauer als Margarete und Rudolf ab, welche Landschaftselemente dazu gehören und welche nicht.

### 3. Etappe: Vermintes Gelände

Die Frage des Diskussionsleiters, ob auf der CD etwas für das Dorf Typisches fehle, bewirkt eine unvermutete Richtungsänderung in der Begehung des Gedächtnisraumes. Wurden bisher konfliktrträgliche Topoi bewusst oder unbewusst umgangen, wird nunmehr eines dieser symbolischen Kampffelder betreten: das Politische. Es sind die VertreterInnen der mittleren Generation, die in den vierziger und fünfziger Jahren Geborenen (Karl, Sophie und Georg), die das unausgesprochene Schweigebot der älteren SprecherInnen brechen, die sich im Kernbereich des Dorfgedächtnisses eingefunden haben (Friedrich, Theresia, Margarete und Rudolf). Wie zu erwarten ist, bringt Sophie, die bereits in den vorangegangenen Passagen immer wieder analytische Blicke auf das Dorfgedächtnis geworfen hat, das Feld des Politischen erstmals zur Sprache: »Mi hätt zum Beispü interessiert, wie domois die politische / oiso wos der Buagamasta für=a Rolln ghobt hot und / des hätt=mi a bissl interessiert, des hot=ma total gföt zum Beispü.« Generationen- und berufsspezifische Erfahrungen, ihre Sozialisation im gesellschaftspolitischen Liberalismus der siebziger Jahre und der analytische Umgang mit sozialen Problemfällen bilden vermutlich den lebensgeschichtlichen Hintergrund, vor dem Sophie das Sprechen über das Poli-



seids stü [still]! Die haum des üwahaup goa=net gwusst dass scho da Hitler eimarschiert is am Vortag aufd=Nacht. Radio hauma koan ghobt und nix, na, des, des kaumma jo goa net sogn, wia ma Kinda begeistern kaun.« Theresia begibt sich mit dieser Erzählung auf ein gefährliches Terrain: Das aufmüpfige »Heil Hitler«-Schreien vor den Ohren der Eltern am ersten Schultag nach dem »Anschluss« wird vor allem gegenüber den jüngeren ZuhörerInnen erklärungsbedürftig; Externalisierung und Infantilisierung bieten sich als Auswege an: Den Kindern wird das Politische von mächtigen Erwachsenen »eingepfht«, wie sie sagt. Einen dritten Ausweg aus diesem unsicheren Gelände weist Rudolf: die Relativierung des Nationalsozialismus über den Hinweis auf vergleichbare Unterwerfungsrituale in der Kirche – das obligatorische »Handbussen«, den Kuss auf den Handrücken des Pfarrers. Das »Heil Hitler«-Schreien wie das »Handbussen« zeigen einmal mehr: Dorfpolitik manifestiert sich in der rituellen, sinnlich wahrnehmbaren Unterordnung der Vielen unter die wenigen Mächtigen.

Die Nachgeborenen zeigen wenig Bereitschaft, den Älteren auf diesen Auswegen zu folgen, und bieten einen alternativen Weg an: die gemeinsame, von Empathie getragene Rekonstruktion der persönlichen Verstrickungen in das Politische. Diese Strategie fragt zuallererst nach möglichen Ursachen für die mangelnde »Bearbeitung«, um ein Wort Georgs aufzugreifen. Sophie formuliert eine psychoanalytisch inspirierte Deutung, die an der Lebensgeschichte der Älteren ansetzt: »Vielleicht is a Form von Verdrängung dabei, dass des Thema net kemma is.« Daran kann Karl anknüpfen: »Weu waunns aa a schlechts Gwissn duat oda do wo ghobt haum, oda dass vielleicht denkt haum, sie haum si net richtig verhalten, nochhea betrachtet, na. Dazöt ma goa nix.« Während Sophie und Karl die Ursache für das Schweigen über den Nationalsozialismus im Verhalten der damaligen Akteure suchen, meint Georg in der *political correctness* der Gegenwart eine Sprachhemmnis zu erkennen: »Aus heutiger Sicht muast ebn imma gengan Hitler gwesn sein wauns zum Dazön wird.« Dagegen propagiert er ein Einfühlen in die Perspektiven der damaligen Akteure: »Waunn wir duatn glebt hätn, daunn wa=ma wahrscheinlich a duat oda do gwesn.«

Über das Fehlen der politischen Dimension des Dorfgedächtnisses auf der CD geraten nun auch die Forscher unter Druck, die Auswahl der Interviewpassagen zu rechtfertigen. Indem sie das Aussparen des Politischen von Seiten der InterviewpartnerInnen als Manko bewerten, platzieren sie sich auf der Seite der kritischen Fragesteller. Schaffen es die Älteren, wieder in die sichere Region des Dorfgedächtnisses zu flüchten, oder gelingt es den Nachgeborenen, noch länger auf dem Terrain des Politischen zu verharren? Und wo werden sich jene platzieren, die noch abseits dieses unsicheren Geländes stehen – Irene, die mangels einer familiären Erzähltradition kaum Bezüge zum Politischen herstellen kann, und Friedrich, der sich nach einem kurzen Wink auf das, was »im Hinterkopf schlummert«, völlig aus der Diskussion zurückgezogen hat?

#### 4. Etappe: Einfallsschneisen und Fluchtwege

Die dunklen Flecken sind ausgemacht; die Diskussionsteilnehmer bewegen sich gemeinsam darauf zu. Noch ist aber nicht entschieden, ob die konflikträchtigen Topoi nur von der Ferne, in sicherem Abstand, besprochen werden, oder ob sich jemand an deren genaue Vermessung wagt. Die Älteren und von den Jüngeren Befragten greifen erst einmal auf ›große Erzählungen‹ zurück, um sich das Gespräch ›vom Leib‹ zu halten, um es vom konkreten Ort auf ein abstraktes Niveau zu heben: Theresia wehrt sich gegen eine angebliche Behauptung des »Nazijägers« Simon Wiesenthal, die Mehrheit der Bevölkerung habe vom nationalsozialistischen Genozid an den Juden gewusst; Margarete bekräftigt ihre Wissens-Unschuld. Der aus den Massenmedien bekannte »Nazijäger« wird somit – ohne dass ihn davor jemand ins Spiel gebracht hätte – zum Bezugspunkt von Identität und Differenz: ›Er‹, der Jude Wiesenthal, und mit ihm auch ›sie‹, die Überlebenden der Shoah, behaupten eine kollektive Mitwisserschaft der Älteren; ›ich‹, Theresia, und ›wir‹, die Angehörigen der älteren Generation, weisen diesen Vorwurf von uns. Darüber begibt sich Theresia auch in eine Verteidigungsstellung gegen die jüngeren DiskussionsteilnehmerInnen: Sie rechtfertigt sich und ihre Generation gegen potenzielle, aber noch nicht formulierte Vorwürfe der Jüngeren. Die mögliche Frage nach der eigenen Verstrickung in das Politische wird nicht nur ausgespart, sondern auch präventiv abgewehrt; schließlich, meint sie, sei es die Aufgabe der Generäle gewesen, Hitler zu stürzen. Die Platzierung im überdörflichen Opfer-Täter-Diskurs eröffnet einen Fluchtweg aus dem gefährlichen Terrain der Dorfpolitik. Über die Verlagerung der Schuldfrage in die Sphäre der fernen Mächtigen werden die Leute vor Ort entschuldigt.<sup>45</sup>

Eine Spielart dieses Opfer-Täter-Diskurses erlaubt es Karl freilich, eine Einfallsschneise zurück ins Dorf zu finden. Er bezieht sich auf den Verdacht der Verstrickung von deutschen Soldaten in NS-Verbrechen, der in der Berichterstattung über die sogenannte »Wehrmachtausstellung« des Hamburger Instituts für Sozialforschung zur Sprache kam.<sup>46</sup> Sein Stiefvater, sagt Karl, habe als Soldat in Polen Gräueltaten der SS an Frauen und Kindern beobachtet. Wenn einfache Soldaten davon wussten, so die unausgesprochene Folgerung, musste dies wohl auch den Angehörigen zu Hause zu Gehör gekommen sein. Karl holt das Thema der Mitwisserschaft zurück ins Dorf; er positioniert sich entschieden als kritischer Gedächtnisarbeiter: »Ändern hot ers net kennan, owa gwisst / gwisst haum=s=as. Gwisst haums=as.« Ohne seine Diskussionspartner explizit anzusprechen, ist der Subtext evident: Auch ihr habt davon gewusst.

Friedrich, der einzige ehemalige Wehrmachtssoldat in der Diskussionsrunde, gerät nun unter Druck, das Soldaten-Kollektiv zu verteidigen: »I muas dazu sogn, i woa zwei Jahr Soldat. Mir haum do eigentlich nix gwsust, und wos i so im Nochein mir jetzt außenehmen kann und die gaunzn Kommentare, Filme und so weiter, wo jetzt doda die drei Serien – ›Holokaust‹ – gesendet werden, des war derart

straff organisiert, dass da wirklich, ich nehm an dass neunzig Prozent der damaligen Soldaten wirklich nix gwusst habm davon.« Erneut stützt sich ein Sprecher auf medial Vermitteltes, um den eigenen Standpunkt zu befestigen: die Fernsehdokumentation »Holokaust«.<sup>47</sup> Die Kraft der eigenen Erfahrung reicht paradoxerweise nicht aus, um die Plausibilität des Gesagten zu zementieren. Anstatt über Szenen der eigenen Soldatenzeit zu sprechen, zögert Friedrich, weitere Schritte auf dem gefährlichen Gelände zu setzen. Stattdessen begibt er sich zurück in die eigene Schulzeit und erzählt über die Faszination, die der Nationalsozialismus auf ihn und seine Altersgenossen ausgeübt hat. Die apolitische »Augenblickszeit« des wehrlosen, in materieller Armut aufwachsenden Buben führt in der Erzählung geradewegs in die politisch brisante »Augenblickszeit« des Wehrmachtssoldaten. Die Mangelgesellschaft der dreißiger Jahre, so die Argumentation, habe die Verführbarkeit durch die Nationalsozialisten erst ermöglicht. Friedrich klopft mit den Fingerknöcheln auf den Tisch, als er die objektiv schuldbeladene NS-Zeit – die »ganz neue Siebenjahreszeit«, wie er sagt – als eine Zeit der subjektiven Unschuld mit dem Vorher verbinden und zugleich davon abtrennen will.

Selbst diese scheinbar naive Begeisterung des Jugendlichen ist im Hier und Jetzt erklärungsbedürftig, vor allem für einen, der seine ehrenvolle Position im Dorf wahren will. Friedrichs Verteidigungsrede für sich und seine Altersgenossen, in der er gleichzeitig mit erzählerischer Kompetenz aufwarten will, zwingt ihn dazu, weitere Schritte rückwärts zu machen. Mit jedem Schritt wird ihm jedoch bewusst, dass er sich schon mitten im verminten Gelände befindet; er sucht Halt bei väterlichen, scheinbar unverdächtigen Kronzeugen: »Owa in da Augenblickszeit, ich weiß jo gar net, wie weit zum Beispiel die Staatsmänner, ein Körner, ein Figl, ein Raab oder wie die daunn olle waren, oder unsere Eltern, die hots / mei Vater hots sicher a net in dem Sinn verstanden, oda, net?« Friedrich beginnt sich zu verheddern.

Noch einmal kommt ihm Karl entgegen. Die Verführungskraft des Nationalsozialismus, Friedrichs »Augenblicksperspektive«, scheint auch für ihn nachvollziehbar; entscheidend sei jedoch die Distanzierung aus der Gegenwartsperspektive. Nachdem er noch einmal auf eine nationale Argumentationsebene eingeschwenkt ist – die Zweite Republik habe zu wenig für die »Wiedergutmachung« getan – lokalisiert er die Diskussion endgültig im Dorf. Er prangert diejenigen Stammtischbesucher an, die von der NS-Zeit nicht nur keinen Abstand genommen haben, sondern die Jahre 1938 bis 1945 sogar noch verherrlichen: »Wos i do für grausliche Gschichtn amoi gheat hob beim Winter [ein Frankenfelder Wirtshaus] obn, a poa beinaund gsessn, i sog kane Namen net, oba ganz wos Furchtboars. De woan stolz darauf, dass se de sogenannten Flintenweiber ogmurkst [umgebracht] haum, de damals ois Partisanen / oba wia brutal (...).« Noch werden keine Namen genannt, aber unmissverständlich hat die imaginierte Dorfgemeinschaft Risse bekommen. Es leben auch Täter im Ort; es handelt sich um ehemalige Wehrmachtssoldaten, die Partisaninnen getötet haben; die damaligen Täter glorifizieren ihre Taten heute noch.

Der Ton der DiskutantInnen ist harscher geworden, ein Konflikt liegt in der Luft. Die Platzierungen haben sich nicht nur verschoben, sondern auch verfestigt: Karl ist entschlossen, die Minenfelder genauer zu vermessen; Friedrich, Rudolf und Theresia meiden diese gefährliche Nähe. Mit einer Kette von Entlastungsfragen will Theresia das Gespräch weg vom dörflichen und hin zum nationalen Kollektiv lenken: Warum die Verbrechen an den »Sudetendeutschen« verschwiegen würden; warum das austrofaschistische Dollfuß-Regime im Gegensatz zum nationalsozialistischen Hitler-Regime keine Arbeit geschaffen habe; warum nun die dritte Generation für Verbrechen der ersten zur Kasse gebeten werde – Fragen, die für den Provokateur Karl als Gegenprovokationen erscheinen müssen.

### 5. Etappe: Grenzgänge

Der Diskussionsleiter setzt jedoch auf Abkühlung und fordert die bisher zur NS-Thematik schweigsame Irene auf, ihre Position in Bezug auf das gefährliche Terrain offen zu legen. Damit bleibt den Konfliktparteien Zeit, ihre Strategien zu überdenken, zu modifizieren, womöglich sogar auf Entspannung zu sinnen. Irene betritt das Terrain nicht, weil ihr – nach eigenen Angaben – die nötigen Werkzeuge fehlen: Die lange Abwesenheit von ihrem Heimatort durch das Studium, der mangelnde Erfahrungshintergrund, die die NS-Zeit aussparende Erzähltradition der Familie. Sie zeigt sich aber weiterhin als interessierte und aufmerksame ZuhörerIn und spielt damit weiterhin eine aktive Rolle im gemeinsamen Gedächtnisraum: Ihr gegenüber, als StellvertreterIn der kommenden Generation, müssen sich die Älteren als Angehörige der abtretenden Generation rechtfertigen und sich zu einem für Jung und Alt akzeptablen Geschichtsbild des Dorfes durchringen.

In einem reflexiven Einschub versucht der Projektleiter, die Resultate der CD mit der bisherigen Diskussion in Verbindung zu bringen: hier die helle Seite der dörflichen Gemütlichkeit, dort ein Ringen um das Thematisieren von dunklen Seiten der Dorfgeschichte. Auswärtigen gegenüber geizt man mit der Darstellung der eigenen Konflikte; Unstimmigkeiten werden intern ausgetragen, suggeriert auch Rudolf. Für ihn ist diese Arbeitsteilung, in die sich die CD fügt, begrüßenswert. Dem gegenüber hält Sophie fest, dass die CD eben nur einen bestimmten Ausschnitt des Gewesenen wiedergibt – während es jenseits davon etwas anderes geben müsste: ein »anderes Lebensgefühl«. Mit Verweis auf zwei CD-Abschnitte – Friedrichs Erzählung vom Ausgraben eines ermordeten KZ-Häftlings und einer Erzählung vom Verstecken vor den russischen Soldaten – assoziiert sie ein Gefühl der Angst, der Ungemütlichkeit. Die CD gibt diese Stimmung ihrer Meinung nach nur unzureichend wieder: »Es kaunn jo net nur so gwesn sei (...) I glaub, dass a aunders Lebensgefühl aa noch dogwesn sei muass ois des wos de CD vermittelt.« Mit dem Hinweis auf ein (möglicherweise intendiertes) Fehlen eines solchen Lebensgefühls auf der CD leiten Sophie und Karl (»Des wird ausklammert«, »Des wird unterdrückt«) die

schärfste Konfliktphase der Diskussion ein. Was ausgeklammert wurde, muss jetzt hereingeholt werden; was unterdrückt wurde, muss nun zur Geltung kommen. Weil das Ausklammern und Unterdrücken bestimmter Konfliktfelder aber mitunter den Raum des Kollektivgedächtnisses abgrenzt, sind nun Grenzverletzungen unumgänglich geworden.

### 6. Etappe: Grabenkämpfe

Wie schon in der dritten Phase gelingt der Einstieg über den Lehrer Friewald; er verkörpert gewissermaßen den Nationalsozialismus vor Ort. Als Autoritäts- und Bezugsperson ist der Lehrer mit dem Innersten der Dorfgemeinschaft verbunden. Er wird zum Brennpunkt unterschiedlicher Bewertungen, gemäß der bisherigen Positionierung der Sprecher im Diskussionsverlauf: Zwar wird mühelos ein Konsens über Friewalds Kompetenz als Lehrer hergestellt; während Karl jedoch auch dessen NS-Begeisterung hervorhebt, sehen Rudolf und Margarete in Friewald eine charismatische Persönlichkeit. Inmitten dieses symbolischen Ringens stößt Karl nun weiter vor; er erzählt die Geschichte einer Denunziation, die seine eigene Familie in Bedrängnis brachte. Nach dem Selbstmord des Vaters sei seine Mutter von einer ortsansässigen Parteiführerin wegen des Verdachts der »Erbschädigung« ihrer Kinder angezeigt worden; er wertet dies als ein wahrscheinliches Todesurteil für ihn und seine Geschwister. Wenn nicht zur selben Zeit einige Nazi-Größen des Ortes für seine Mutter interveniert hätten, gibt Karl zu verstehen, säße er nicht mehr hier. Die Vorstellung einer harmonischen Dorfgemeinschaft erscheint plötzlich nicht mehr angemessen.

Karl macht klar, dass die Erzählung vermutlich nicht zum Repertoire des Dorfgedächtnisses zählt; er beginnt mit der Einleitung »I waas=net obs de Gschicht kennts (...)«. Nun hat er sich endgültig für das Vermessen eines nur ungenau in der Gedächtnislandkarte verzeichneten Fleckens entschieden. Erstmals an diesem Diskussionsnachmittag werden dörfliche Herrschaftsträger während der NS-Zeit benannt – freilich nur die »guten Nazis«, die seiner Mutter geholfen haben; die »bösen« bleiben anonym. Da seine Mutter die Identität der Denunziantin nie gelüftet hat, steht neben der vergangenen auch die gegenwärtige Dorfgemeinschaft auf dem Spiel. Die Exklusion aus der Gemeinschaft ist zwar durch die Re-Inklusion rückgängig gemacht worden; die Erinnerung daran blieb jedoch aufrecht. Als einer, der sich zu Beginn der Diskussion im Kernbereich des veröffentlichten Dorfgedächtnisses platziert hat, verfügt Karl nun über jenes Maß an symbolischem Kapital, das ihn dazu ermächtigt, öffentliche Geschichtsbilder in Frage zu stellen. Die Stimme des Häretikers hat kraft seiner gefestigten, »orthodoxen« Position im Dorf Gewicht.

Der Diskussionsleiter treibt die Vermessung voran. Die Frage, ob es in Frankenfels jemals Versuche zur Ausleuchtung der dunklen Flecken im Gedächtnisraum gegeben habe, richtet sich direkt an Karl; sie bietet ihm erneut eine Gelegenheit, sich

als kompetenter – und alleiniger – Aufklärer zu profilieren: »Kaunn=i=mi net erinern.« Inmitten des gefährlichen Geländes kommt es nun von den bisherigen Positionen aus zu einem minutenlangen Schlagabtausch. Theresia wirft die Frage ein, warum vor dem NS-Regime keine österreichische Regierung zu einer akzeptablen Familienpolitik fähig gewesen sei. Karl kontert, ohne auf diese Frage einzugehen, mit einer zweiten Denunziationsgeschichte: Eine Bäuerin habe zu Kriegsende ausländische Zwangsarbeiter der SS ausgeliefert. Er führt die Erzählung bis zu dem Punkt, an dem die beiden geretteten Arbeiter mit den Sowjetsoldaten, denen sie von der SS im Rahmen eines Gefangenenaustauschs ausgehändigt worden sind, zum Hof der Denunziantin zurückkehren. Dann sagt er, dass der Bauer an Stelle der Bäuerin, die gerade ein Kind in ihren Armen hielt, von den Rotarmisten erschossen worden sei. Rudolf setzt nach: »Der woa komplett unschuldig.« Mit der Schuldumkehr zu Lasten der Auswärtigen soll die Ehre der Einheimischen zumindest teilweise wiederhergestellt werden. Dass die Kinder der betreffenden Familie später aus dem Ort weggezogen seien, sei Sühne genug gewesen, meint Theresia; damit gibt sie zu verstehen: Wer Unrechtes getan hat, muss das Dorf verlassen. Karl ignoriert diesen Versuch einer Entschuldung und beharrt auf seinem Schuldvorwurf: »Die woan verhetzt bis zum Schluss.«

Der Schlagabtausch erfolgt aus einzementierten Positionen heraus – und im Wissen um die aufmerksamen BeobachterInnen. Nicht nur um die Gültigkeit der jeweils eigenen Sichtweisen innerhalb der Generation der Älteren wird gerungen, sondern auch um die Anerkennung dieser Sichtweisen durch die Jüngeren. In dieser heißen Konfliktphase schlägt der bisher zurückhaltend agierende Friedrich einen originellen Ausweg vor, um die Verwerfungen des Dorfgedächtnisses zu glätten. Mit dem Hinweis auf das Fehlen einer »Zwischengeneration« – älter als er selbst, jünger als seine Eltern – versucht er die Diskussion über konkrete Personen auf ein abstrakteres Niveau zu lenken: Wenn jene, die die NS-Zeit im vollen politischen Bewusstsein erlebt haben, über das damalige Geschehen kein authentisches Zeugnis mehr abgeben können, weil sie bereits verstorben sind, dann ist eine Diskussion um Schuld und Sühne fehl am Platz. Jene, die damals zu jung waren, um die NS-Propaganda zu durchschauen, und jene, die nach 1945 geboren wurden, sind dazu nicht in der Lage, lautet sein salomonischer Vorschlag. Mit dieser Äußerung signalisiert Friedrich sein Bestreben, die Diskussion mangels Kompetenz der SprecherInnen zu Ende zu bringen; der Zeitpunkt scheint aus seiner Sicht günstig: Noch sind die VertreterInnen der älteren Generation nicht auf Minen getreten; ihre Standpunkte in Bezug auf das NS-Regime sind nach wie vor unscharf. Auch Karls Denunziationsgeschichten lassen sich noch als Ausnahmen von der Regel vom Kern des Dorfgedächtnisses abtrennen. Wird die Diskussion bis an den schmerzlichen Punkt geführt, an dem die Älteren klar Position beziehen müssen? Oder werden ihnen die Jüngeren, die sich bisher außerordentlich empathisch gezeigt haben, zu Hilfe kommen?

## 7. Etappe: Umwege und Brücken

Die Forscher intervenieren ein zweites Mal: Der Projektleiter fasst die vorangegangene Phase der Diskussion als jenen Bereich der Frankenfeser Geschichte zusammen, der auf der CD fehlt. Die Frage an die jüngerer Gesprächsteilnehmer, ob sich dadurch ihr Bild von der Dorfgeschichte geändert habe, birgt die Chance einer neuerlichen Abkühlung. Irene schildert ihr Erstaunen – nicht über konkrete Taten von DorfbewohnerInnen, wie sie eben angedeutet wurden, sondern über die Tatsache, dass mit einem Mal das eigene Schulwissen über die NS-Zeit und das Alltagswissen der anderen zusammenrücken. Was sie eben gehört habe, sei eine willkommene Erweiterung ihres historischen Gedächtnisses: »Waunnst oba mitkriagst vo Leit, die du persönlich kennst, haum des ois nu miterlebt, daunn rückt des fia di scho irgendwie mehr in a greifbare Nähe, und, und i find aa die Rundn do heut total interessant, weil, weil i viel hör, was i noch nie ghört hab.«

Mit »Schule« ist das Stichwort zu einem weiteren Metadiskurs gefallen, auf die institutionalisierte Vermittlung eines staatlich legitimierten Geschichtswissens. Karl, Rudolf und Georg, bisher auf unterschiedlichen Wegen bei der Begehung des Gedächtnisraums unterwegs, treffen einander in der Auffassung, dass in den Schulen nur mangelhaftes Wissen über den Nationalsozialismus vermittelt wurde und wird. Die Ursache dafür finden sie in der mangelnden Entnazifizierung der österreichischen Nachkriegsgesellschaft und dementsprechend unkritischen Lehrplänen. Auf dieser abstrakten Ebene ohne konkrete Namen, so scheint es, können die DiskutantenInnen Einverständnis erzielen. Die Frage nach Schuld und Sühne wird über den Umweg des »Vergangenheitsbewältigungs«-Diskurses auf die wenigen Mächtigen abgewälzt, auf »de Bonzn von dazumals, de wos si do nochand nochm Wind draht haum«, wie Rudolf sagt.

Einem Diskussionsimpuls des Projektleiters folgend, rückt die CD nun wiederum in den Mittelpunkt der Überlegungen. Ein Anknüpfen an die Schilderungen der Hörsituationen in der zweiten Phase ist leicht möglich; die Fragestellung wird nun mit Blick auf eine (Wieder-) Herstellung der Dorfgemeinschaft erweitert: Ist das, was auf der CD zu hören ist, in Ordnung? Und richtet sich die CD nur an die Einheimischen, oder auch an Auswärtige? Als Sozialarbeiterin überträgt Sophie ihre Kompetenz für die individuelle Psyche auf das Kollektiv. Die CD ist ihrer Ansicht nach wertvoll, weil sie kollektive Selbstbilder wie Gemütlichkeit, Bodenständigkeit oder Arbeitsfleiß – das ›Wir‹ – bestätigt. Dass das »andere Lebensgefühl« – all das, was in den vorangegangenen Phasen der Diskussion zur Sprache gekommen ist – auf der CD fehlt, scheint nicht weiter störend und hat gute Gründe, die es zu erforschen gilt. Dahinter steht wohl die Überzeugung, dass erst ein starkes Selbstbewusstsein eine ernsthafte Auseinandersetzung mit den dunklen Seiten der Lokalgeschichte gewährleiste. Aus diesem Grund, folgert Sophie lachend, gehöre die CD in jeden Frankenfeser Haushalt »so wia in jeden katholischen Haushalt die Bibel«.

Eine therapeutische Funktion der CD kommt Georg, der ebenso wie Sophie das

»Eigentliche« jenseits des Erzählten vermutet, gar nicht in den Sinn. Er lässt das Zwischenprodukt der Forscherarbeit schlicht gelten als etwas, in dem dörfliches Erzählgut ist: »Geschichtln«. Die Aufarbeitung des Politischen wäre »eine eigene Geschichte«, der freilich höchste Priorität zukomme. Weil er der CD keine Funktion bei einer möglichen Aufarbeitung beimisst, ist sich Georg auch über die Zielgruppe unschlüssig. Für Rudolf hingegen, der als Obmann des Trachtenvereines die »Traditionspflege« im Auge hat, steht die touristische Verwertbarkeit der CD im Vordergrund. Darüber rechtfertigt sich auch die finanzielle Förderung des Projektes aus Gemeindegeldern. Die CD stellt einen musealisierten Denk-Ort des Gedächtnisses der GebirgsbewohnerInnen dar. Das, was darauf vom Eigenen zu hören ist, kann man bedenkenlos auch einem Fremden vorspielen. Das Politische soll hingegen innerhalb des Dorfes besprochen werden; weil die CD über die Dorfgrenzen hinauswirken soll, so können wir folgern, wäre eine Kontroverse über die NS-Vergangenheit völlig fehl am Platz. Die Studentin Irene erblickt in den CD-Erzählungen eine Fortsetzung der Erzählungen, die ihr aus der Familie vertraut sind. Weil dieses Familiengedächtnis, wie oben dargelegt, für sie untrennbar mit dem Frankenfelder Teil ihrer ländlich-städtischen Doppexistenz verbunden ist, imaginiert sie Einheimische und deren Verwandte als primäre Zielgruppe.

Gemäß den Positionen der DiskutantInnen im materiellen, sozialen und symbolischen Raum hören wir also sehr unterschiedliche Einschätzungen über Sinn und Zweck der CD. Im Lichte des bisherigen Diskussionsverlaufs lässt dieses Gespräch dennoch einen gemeinsamen Standpunkt erkennen: Den Äußerungen der Einzelnen liegt ein gedachtes Kollektiv zugrunde; der Graben, der sich zwischen Älteren und Jüngeren aufgetan hat, scheint überbrückbar. Selbst Sophie und Friedrich, die sich im Lauf der Diskussion auf unterschiedlichen Seiten dieses Grabens platziert haben, zeigen sich als Brückenbauer. Gegen Sophies Behauptung, die CD stelle eine »zeitgemäße, neuzeitliche Form der Überlieferung« dar, erhebt niemand Einspruch; sowohl Form als auch Inhalt erscheinen in den Augen der SprecherInnen tradierungswürdig. Und auch Friedrich reiht sich ein, indem er fordert, die CD solle »unvergesslich gmocht werdn«. Dennoch birgt gerade eine CD-Passage, in der Friedrich prominent zu Wort kommt, einiges an Konfliktstoff. Unversehens bewegt sich das Gespräch wieder auf unsicheres Gelände zu; diesmal haben die Forscher die Gruppe zurück an eine Stelle gelotst, die fälschlich schon für ausführlich genug beschrieben schien.

#### *8. Etappe: Zusammenrücken*

Im entsprechenden CD-Kommentar haben die Forscher eine Erzählung Friedrichs, in der er vom Verbrennen der schmutzigen Kleider und von einem Bad im Bach nach seiner Heimkehr aus dem Krieg erzählt, als »Reinwaschung« gedeutet – als rituellen Übergang vom Gewesenen zum Kommenden. Wir fragen erst nach der Per-

zeption der Kommentartexte im Allgemeinen, worauf Friedrich Zustimmung signalisiert; sodann spezifizieren wir: Wurde der doppelsinnige Kommentar der ›Reinwaschung‹ auch so verstanden? Friedrich verneint die symbolische Funktion der Waschung und beruft sich auf deren materielle Funktion: Weil mein Körper schmutzig war, habe ich mich waschen müssen. Nachdem wir noch einmal unsere Lesart explizieren, die auch von Sophie und Karl als solche erkannt worden ist, beginnt sich Friedrich in die Defensive gedrängt zu fühlen. Er sieht sich mit einem Schuldvorwurf konfrontiert, der sich über Assoziationen mit zumindest zwei Metadiskursen herleitet: Einerseits ist die Debatte über Mitwisser- und Mittäterschaft von Wehrmachtssoldaten soeben ein Thema gewesen. Andererseits steht die katholische Denkfigur der Reinigung von Schuld und Sünde unausgesprochen im Raum. Er muss diesen Vorwurf umso entschiedener von sich weisen, als er die CD als Stütze seines dörflichen Prestiges deutet. Vielleicht wischt er aus diesem Grund den Kommentar nicht einfach weg, sondern beginnt über ihn zu reflektieren. Darüber gerät er neuerlich auf gefährliches Terrain: »Oiso is vielleicht des a bissl zu hart, dass i mi do net in dem Sinn reinwoschn will. Des haasst, i hob net waas i wöche furchtbore grausliche Sochn angestellt im Krieg. I hob mi gwehrt, wer schneller woa, woa hoit – dann – da Überlebende. Auwa, waaß net, is des vielleicht schon a bissl – i weiß net, wie ma sogn sollt.« Zum ersten und einzigen Mal blitzt das eigene Handeln als Soldat im Krieg auf: das Töten-Müssen, um nicht getötet zu werden. An diese Erfahrung knüpft sich, so scheint es, ein diffuses Schuldgefühl: Zwar habe er nach eigener Aussage keine außergewöhnlichen Grausamkeiten zu verantworten, wohl aber das ›normale Maß‹ an Grausamkeit, das von einem Soldaten im Kampfeinsatz verlangt wird.

Sophie teilt zwar die Lesart der Forscher, die sie als »Überschwappen ins Andere« wahrnimmt; gleichzeitig eilt sie jedoch Friedrich mit einem empathischen Einwurf zu Hilfe: »(...) auwa da Friedrich erlebts offensichtlich anders.« Auch Margarete unterstützt Friedrich qua Verallgemeinerung der inkriminierten Handlung: Ihr eigener Bruder habe, ebenfalls aus rein hygienischen Gründen, exakt dasselbe getan, als er vom Krieg heimgekehrt sei. Und auch Karl hält sich trotz der Aufforderung, den Kommentar der Forscher anzuerkennen, im Vergleich zur heißen Konfliktphase auffallend zurück. Völlig unversehens – und nicht intendiert – hat sich mitten auf dem unsicheren Gelände das Tribunal der Projektmacher formiert, die Friedrich über sein Handeln im Krieg befragen. Die anderen DiskutantInnen breiten über ihn einen Schutzmantel oder vermeiden zumindest weitere Attacken. Die Bloßstellung eines Individuums aus der Mitte des gegenwärtigen Dorfkollektivs erscheint als ein Tabu – dies umso mehr, als die Person im Hier und Jetzt zugegen ist. Zum Schutz des einen rücken die anderen zusammen. Das Verhalten Friedrichs wird in das Verhalten seiner Altersgenossen eingebettet; darüber wird es möglicher Kritik, die sich nur gegen die gesamte Generation richten könnte, weitgehend entzogen. Keinesfalls könne es auf eine Stufe mit jenem denunziatorischen Verhalten der »Verhetzten« gestellt werden, von denen Karl erzählt hat.

## 9. Etappe: Angestammte Plätze

Weniger Widerspruch erregt der Kommentar zu jener CD-Passage, in der eine Interviewpartnerin von ihrer Doppelbelastung als Hausfrau und »Häuslbauerin« in der Nachkriegszeit erzählt. Wir stellen darin die bekannte These zur Diskussion, nach der die Arbeit der Frauen – unter Ausblendung von deren unverzichtbaren Leistungen in der Subsistenz- und Marktproduktion – im Dorfdiskurs in geringerem Maß anerkannt wurde als jene der Männer.<sup>48</sup> Im Gegensatz zur Debatte um die ›Reinwaschung‹ greifen die DiskutantInnen unsere These nicht auf; vielmehr evoziert der CD-Ausschnitt Erzählungen, die die kritisierte Geschlechterordnung erneut legitimieren. Rudolf gesteht den Frauen zwar zu, beim »Häuslbauen« hart gearbeitet zu haben, schildert die Anstrengungen der Männer jedoch noch drastischer. Unter den DiskutantInnen fügen sich nicht nur Männer, sondern auch Frauen weitgehend in diese Geschlechterordnung: »Mithelfen kann sie [die Frau], aber die schwerste Arbeit soll ein Mann machen«, meint Theresia. Selbst die junge Irene klinkt sich in diese Debatte ein und weist den Frauen das Haus als genuines Tätigkeitsfeld zu; dort sollen sie »auf die Familie schauen, dass alle was zum Essen haum und dann zufriedener san.« Männliche wie weibliche Äußerungen befestigen die geschlechterspezifische Raumordnung: Die Männer arbeiten außer Haus, die Frauen im Haus. Die Figur der »Häuslbauerin« fügt sich fast bruchlos in diese Geschlechterordnung, legt sie doch am Haus Hand an. Nur in Ausnahmesituationen, hören wir, sollen Frauen Männerarbeit verrichten. Ein Thematisieren von geschlechterspezifischen Ungleichheiten würde wohl die Vorstellung von einer egalitären Dorfgemeinschaft gefährden. Die Topoi von *Fleiß und Genügsamkeit*, die den vorherrschenden Arbeitsethos bezeichnen, und der Topos des *bodenständigen Gebirgsbewohners* erscheinen dermaßen zugkräftig, dass sich Frauen wie Männer um sie herum platzieren. Gelang es noch im privaten Setting der Einzelinterviews, Geschichten über eigensinniges Handeln von Frauen zu generieren, gewinnt im halböffentlichen Setting der Gruppendiskussion die patriarchalische Sicht vollends die Oberhand. Dies bestätigt – entgegen den Intentionen der DiskutantInnen – einmal mehr unsere These von der Legitimation der Männerherrschaft durch die Delegitimation der Frauenarbeit im öffentlichen Diskurs. Die »Emanzipation«, meint Margarete ironisch, habe noch nicht Einzug ins Dorf gehalten. Der Abbau von Geschlechterhierarchien erscheint als etwas Äußerliches, das die innere Ordnung potentiell gefährdet. Damit hat sie, vermutlich unbeabsichtigt, die Sache auf den Punkt gebracht.

Theresia eröffnet unerwartet einen Ausweg aus der Geschlechterdebatte: Sie erinnert sich an die Aussage eines im Dorf während des Zweiten Weltkrieges eingesetzten französischen Zwangsarbeiters, der die Meinung vertrat, dass die Frauen in seinem Herkunftsland nicht so hart arbeiten müssten wie die einheimischen Frauen. Über die Platzierung im aktuellen, über die Massenmedien geführten Diskurs über die Entschädigung der ehemaligen ZwangsarbeiterInnen formieren sich wie schon zuvor Theresia, Rudolf und Friedrich zu einer revisionistischen Fraktion: Bei den

›gemütlichen Frankenfelsern‹ sei das Leben der ZwangsarbeiterInnen vielfach angenehmer gewesen denn als einfacher Wehrmachtssoldat an der Front. Die Botschaft lautet: Die Fremden hatten es bei uns besser als die Unseren in der Fremde. Damit lenken die Gedächtniswächter die Debatte wohl unbeabsichtigt wiederum auf ein Feld, das sie nur ungern betreten: das Politische. Der Diskussionsleiter hakt hier ein und zieht noch einmal mehrere Fäden der Diskussion zusammen. Wurde jemals überlegt, für die in Frankenfels ermordeten KZ-Häftlinge, von denen Friedrich auf der CD erzählt, einen Gedenkstein zu setzen? Damit kommt eine Debatte in Gang, in der jene, die sich daran beteiligen, ihre Positionen zu den NS-Verbrechen offen legen müssen.

### 10. Etappe: Orte und Nicht-Orte

Bereits in den Eröffnungsstatements zur Frage eines Denkmals beziehen die DiskutantInnen klar Position. Karl verneint die Frage, ob jemals ein Gedenkstein zur Diskussion stand, mit einem apodiktischen »Nie« und hält dies auch in Hinkunft für unmöglich. Zum ersten Mal kommt nun die Rede auf die Machtverhältnisse, in die das öffentliche Gedenken eingebettet ist. Die im Kameradschaftsbund organisierten ehemaligen Wehrmachtssoldaten – darunter wohl auch jene, die nach wie vor am Wirtshaustisch ihre ›Heldentaten‹ glorifizieren – dominieren das öffentliche Gedenken an die Zeit des Zweiten Weltkrieges. Diesen Wächtern des Dorfgedächtnisses sieht sich Karl hilflos gegenüber: »Des bringst net durch, des bringst in hundert Jahr net durch«, meint er resignativ. Er, der sich bisher als Häretiker positioniert hat, anerkennt die Deutungsmacht der Orthodoxie. Vermutlich speist sich sein aufklärerischer Impetus auch und gerade aus der Übermacht seiner Gegner. Folgerichtig schließt er eine Erzählung an, in der er aus eigener Beobachtung die Ermordung ungarischer Juden auf einem der vielen »Todesmärsche« in Frankenfels im April 1945 schildert.<sup>49</sup>

Friedrich und Theresia sehen anfangs keinen Handlungsbedarf: »Die sind eh eingraben worden«, also nicht mehr sichtbar, oder: »Die san jo weggeholt worden«, also nicht mehr anwesend. Erst später, als sich ein Konsens um das Thema abzeichnet, greift Friedrich die Idee eines Denkmals auf. Auf diese Weise kann er sein Image, das vor allem in den Augen der Jüngeren in manchen Passagen der Diskussion gelitten hat, wieder herstellen: Gegenüber der Diskussionsrunde kann er nun *political correctness* demonstrieren. Die Art und Weise, in der er den Nicht-Ort des Denkmals verortet, fügt sich jedoch wiederum in seine revisionistische Grundhaltung: Man solle eine Gedenktafel in das bestehende Kriegerdenkmal »einflechtn«, möglichst unauffällig integrieren. Das Gedenken an die ›vergessenen Opfer‹ wird in das Gedenken an die zu ›Opfern‹ gemachten Mit-Täter eingeordnet oder, genauer besehen, diesem untergeordnet. Dass der Bibelspruch am Kriegerdenkmal: »Eine größere Liebe hat niemand als der, der sein Leben gibt für seine

Freunde« als blanker Zynismus gelesen werden könnte, ist den BefürworterInnen einer solchen Gedenktafel wohl nicht bewusst.

Rudolf unterbricht diese Überlegungen durch eine Erzählung über das liebevoll gepflegte Grab eines *deutschen* Piloten, der durch einen Flugzeugabsturz auf Frankfurter Boden ums Leben gekommen ist. Die Würde wird auch diesem fremden Toten gegenüber bezeugt – somit sind die eben aufgeworfenen Fragen über den unzulänglichen Umgang mit den Opfern des »Todesmarsches« beiseite geschoben. Karl kontert sofort; er weiß vom Abschuss einer *alliierten* Flugzeugbesatzung zu berichten. Die Fallschirmseide und andere Ausrüstungsgegenstände dieser Soldaten seien flugs von Einheimischen zu Kleidung verarbeitet worden: »De haums og-schirrt, sunst haums nix.« Also kein mit Blumen geschmücktes Grab wie für den deutschen Piloten, sondern Einheimische, die tote »Feinde« pietätlos ausschlachten. Die Frontstellung von früheren Diskussionsphasen ist wieder hergestellt.

Friedrich, der sich nach seinen Erfahrungen aus diesem Konfliktfeld heraushalten will, schlittert unweigerlich in vermintes Gelände. Als einer, der seine Sprechkompetenz in der Dorfföfentlichkeit unter Beweis stellen will, räsoniert er über den Wortlaut der Gedenktafel für die Ermordeten. Ein Denkmal der namentlich nicht genannten Opfer müsste auch andere Gruppen einschließen, stellt er zur Diskussion: »KZ-Opfer, diese Erschießungen woan net nur KZ-Opfer, sondern des woan Wehrzersetzer, des woan Verräter.« Dieser Gebrauch der NS-Diktion – »Wehrkraftzersetzer« und »Verräter« waren Bezeichnungen für Männer, die ihren Pflichten in der Deutschen Wehrmacht und gegenüber der »Volksgemeinschaft« nicht nachkamen – provoziert eine weitere Kontroverse mit Karl, der ihn nun frontal angreift: »Des wo in deine Augn a Krimineller, net, scho, kimmt scho so vor.« Damit stellt er Friedrich vor die Wahl: Sagst du ja, es waren Kriminelle, dann bist du ein Nazi. Sagst du nein, dann musst du alles bisher Gesagte zurücknehmen. Friedrich realisiert erst nach kurzen Augenblicken den Vorwurf: »Najo, do hots / jo mei / heast do lass doch mi / olleweil i, i bin doch ka / i woaf=net, du lasst mi oiwei net ausredn.« Beeindruckt von der Schärfe der Attacke bringt er in seiner Rede nur eine Serie von Abbrüchen hervor. Erst nach und nach wird er sich der Tragweite des Vorwurfs bewusst. Er versucht glaubhaft zu machen, es handle sich um ein Missverständnis: »Lass doch mi [ausreden]«. Dann zeigt er sich betroffen; es ist nicht das erste Mal, dass ihm Nähe zu NS-Gedankengut unterstellt wird: »Olleweil i«. Der Vorwurf, der bei Karl mitschwingt, widerspricht der von ihm beanspruchten Position im Dorf: »I bin doch ka« – »Nazi« ist das Wort, das den Verdacht auf den Punkt bringen würde; doch er bringt es nicht über die Lippen, sondern verstärkt den Eindruck des Missverständnisses. Vielleicht blitzt in diesem Moment die Diskrepanz zwischen seinem durch die NS-Diktion belasteten Ich und seinem politisch korrekten Über-Ich (»Ich bin kein Nazi«) auf. Um diesem Dilemma zu entkommen, sucht er über Erzählungen von zivilen Formen des Widerstands gegen das NS-Regime den Konsens mit Karl und der Runde. Auf dieser Ebene finden die Kontrahenten zueinander; die Eskalation wird vermieden. Dennoch: Friedrich wurde von Karl

nun endgültig in die Defensive gedrängt; die Macht über die Gestaltung des Gedächtnisraumes ist ihm weitgehend entglitten.

Kristallisationspunkt der weiteren Diskussion über den möglichen Denk-Ort des Denkmals für die Opfer des »Todesmarsches« ist dessen Verortung: Befindet sich das Grab außerhalb des Friedhofes, wie Karl behauptet, oder innerhalb der Friedhofsmauern, wie Theresia meint? Sind die Toten angemessen begraben worden oder nur »eingebuddelt«, wie Karl behauptet? Ist das Holzkreuz, das inmitten des Friedhofes steht, für sie gesetzt worden oder nur zufällig dort gestanden? Die Beantwortung dieser Fragen bleibt vage; die Grabstätte der Ermordeten besetzt im Dorfgedächtnis keinen festen Ort, sie ist ein Nicht-Ort. Unausgesprochen lastet auf der Dorfgemeinschaft der Vorwurf, den Ermordeten die ihnen zustehende Würde zu verweigern. Darum wird der Vorschlag Irenes akzeptiert, man solle am Friedhof eine Tafel oder ein Kreuz anbringen, damit »die Leut, wos do vorbeikemman, aa wissen, dass do net nur ihre eigenen Verwandten liegen, die do aufm Frankenfeser Gemeindegebiet umbrocht worden san, dozumois.« Die Jüngste in der Diskussionsrunde eröffnet damit einen Ausweg aus der erneut bei den NS-Verbrechen angegangenen Diskussion.

### *11. Etappe: Glückliche Heimkehr*

Am Ende der Diskussion kann die Frankenfeser Dorfgemeinschaft in der Imagination wieder hergestellt werden. Mit dem Signal des Diskussionsleiters: »Jetzt schnauf i duach«, flaut die Spannung ab und man reicht sich die Hände. So bleibt Friedrichs Vorschlag, eine klare Grenze zu ziehen zwischen dem, was der dörflichen Öffentlichkeit zugänglich sein soll (die nicht auf der CD veröffentlichten Passagen der Einzelinterviews), und dem, was der Fokusgruppe und den Projektmachern vorbehalten bleiben soll (die Gruppendiskussion selbst), unwidersprochen. Das, was im Extrazimmer des Gasthauses gesprochen wurde, soll auch in einer Art Extrazimmer des Dorfgedächtnisses eingeschlossen werden. Karl wiederholt zwar seine Kritik an der mangelnden Distanzierung von den NS-Verstrickungen, zielt aber nicht auf die Verstrickungen einzelner selbst ab – eine Versöhnungsgeste, auf die Friedrich sofort reagiert: »Na, des is natürlich a mordstrum [gewaltiger] Blödsinn, waunn a so sechs, sieben Jahr so danebengeht, und noch Ende dieser Niederlage behaupt i heute nu, des woa rechtens, nau des is a Dodl [Dummkopf], glaub i.« Zwar übernimmt Friedrich mit dem Wort von der »Niederlage« erneut die Perspektive der Mit-Täter; er stellt sich jedoch auf die Seite Karls, wenn es um die gegenwärtige Verurteilung des damaligen Geschehens geht. Auch Sophie kommt Friedrich in einer Art Gesamtevaluation entgegen. Am speziellen Fall ihres Schwiegervaters, der trotz eines hohen Bildungsniveaus der Faszination des Nationalsozialismus erlegen sei, beschreibt sie einen generalisierbaren Typus, den vom Gefühl des Macht-überandere-Habens geprägten Jugendlichen: »Der kaunn=si nimma lösen davon, der

träumt jetzt nu von der Zeit, wo er so vü Mocht ghobt hot.« Einmal mehr wird der ›kleine Mann‹ von der Last der Verantwortung befreit; mögliche Schuld wird auf ›die da oben‹ abgewälzt. Die unausgesprochene Botschaft öffnet Friedrich eine Tür: Du bist wohl auch diesen allmächtigen Mechanismen erlegen, aber du warst beileibe nicht der einzige. Schließlich eröffnet Irene den Ausstieg aus der Debatte: »I glaub, dass=ma des nu vü allgemeiner segn muaß«: In der Zeit, in der man lebt, sei man gefangen; wer über nichterlebte Zeiten urteilt, mache es sich zu leicht. Atomkraftwerke, das Ozonloch und AIDS erhalten nun eine katastrophische Ebenbürtigkeit mit der NS-Zeit zugeschrieben. Mit der Rückkehr auf diesen sicheren Gemeinplatz findet der risikoreiche Gang durch die Gedächtnislandschaft ein vorläufiges, für alle Beteiligten zufriedenstellendes oder auch nur beruhigendes Ende.

Evaluation: Tanz des Versteinerten?

Das Projekt *Denk-Orte* ist ein Versuch, den GemeindebewohnerInnen sozusagen ihre eigene Melodie vorzusingen, um das versteinerte Dorfgedächtnis zum Tanzen zu bringen. Unvorhergesehene Schritte der TänzerInnen forderten uns als Forscher mehrmals dazu heraus, unser Vorgehen zu überdenken. Aus der Rückschau betrachtet, haben wir anfangs das *affirmative Potenzial* der CD als ›veröffentlichtes Dorfgedächtnis‹ unterschätzt. Die Art der Interviewführung, die Auswahl der Erzählpassagen und die von einer Sprecherin verlesenen Kommentare waren uns als dissonante Eingriffe in die überwiegend harmonische Tonalität des Dorfes erschienen. Doch zu unserem Erstaunen hatten wir damit, wie die ersten Phasen der Gruppendiskussion zeigen, in den Ohren der HörerInnen vertraute Klänge angeschlagen; das Verstörende wurde gewissermaßen beim Hören herausgefiltert. Das Wir-über-uns war stärker als das Ihr-über-uns. Die CD als Denk-Ort zweiter Ordnung fügt sich nahezu reibungslos in die Denk-Orte erster Ordnung der dörflichen Gedächtnislandschaft; so lautete unser Zwischenergebnis nach der ersten Hälfte der Laufzeit des Projektes. Versteinerte Verhältnisse wurden durch die Produktion, Zirkulation und Konsumtion der CD allein allem Anschein nach kaum zum Tanzen gebracht.

Diese Enttäuschung unserer wissenschaftlichen Allmachtsphantasien wird rückblickend aus der Beziehungsdynamik zwischen Forschern und Beforschten ein Stück weit verständlich. Die Tatsache, dass zwei Forscher im Ort ansässig sind, erleichterte uns zweifellos den Einstieg ins Feld, die Anbahnung der Interviews ebenso wie deren Durchführung. Über die Positionen, die uns im Feld bewusst oder unbewusst zugeschrieben wurden, beeinflusste dies jedoch auch das Verhalten der Beforschten uns gegenüber. Aus diesem Grund waren neben der Position des ›Forschers‹ wohl auch andere Positionierungen im Spiel, die an klassen-, geschlechts-, alters-, verwandtschafts- und lokalspezifische Wahrnehmungen anknüpften – Positionierungen, auf die wir bewusst oder unbewusst mit Gegenpositionierungen rea-

gierten.<sup>50</sup> ›Wir‹ wurden wohl in der Nähe von ›ihnen‹ lokalisiert; ›sie‹ standen wiederum ›uns‹ nahe. In dieser Dynamik von Positionierungen und Gegenpositionierungen spielte auch das Wissen um den Zweck des Projekts eine Rolle: Da sich unsere GesprächspartnerInnen bereits vor Beginn der Interviews über die mögliche Veröffentlichung im Klaren waren, trachteten sie wohl danach, Form und Inhalt der Erzählungen in mehr oder minder bewusster Weise zu steuern. Während der Auswahl der Interviewpassagen für die CD bevorzugten wir, gemäß der Eigenlogik des akustischen Mediums, die Authentizität suggerierende Textsorte der Geschichte gegenüber Berichten, Beschreibungen, Argumentation und Evaluationen.<sup>51</sup> Zudem erhielt im Zuge der CD-Produktion die unbekannte Stimme der Sprecherin weniger Zeit zur Verfügung als die vertrauten Stimmen der Interviewten.<sup>52</sup> Schließlich erfolgte die öffentliche Präsentation der CD im Rahmen eines »Heimatabends«, einer folkloristischen Veranstaltung in einem Frankenfelder Wirtshaus; dazu wählten wir jene CD-Passagen aus, von denen wir glaubten, dass sie beim Publikum ›gut ankommen‹ würden. Die Gemeindeverwaltung, die die Produktionskosten der CD finanziert hatte, trat nach außen hin als einer der Auftraggeber des Projektes in Erscheinung. All dies trug mit dazu bei, das affirmative Potenzial unseres Projekts zur Geltung zu bringen.

Der Eindruck, dass wir mit unserem Projekt die vorherrschenden Geschichtsbilder ausschließlich affirmieren würden, beunruhigte uns. Das *kritische Potenzial* war doch angelegt – bloß, wurde es auch realisiert? Die inszenierte Gemütlichkeit des »Heimatabends« im Gastgarten bot wohl keinen geeigneten Rahmen, um dieser Frage nachzugehen. Aus diesem Grund wählten wir eine Methode, die im ursprünglichen Forschungsdesign nicht vorgesehen war: eine Gruppendiskussion mit einer möglichst heterogenen Fokusgruppe aus der Dorfbevölkerung. Der Ort der Diskussion, ein Extrazimmer in einem Wirtshaus, ist ein Gegenpol zum Gastgarten: ein geschlossener Raum, eine ausgewählte Runde, ein klar definiertes Ziel. Wir versprachen uns von diesem Setting genauere Aufschlüsse darüber, wie sich die DorfbewohnerInnen die CD zu Eigen machten; so begründeten wir auch gegenüber den acht TeilnehmerInnen Sinn und Zweck der Diskussion.

Heute, mehr als ein Jahr danach, lässt sich sagen: Die situativen Bedingungen der Diskussion haben die TeilnehmerInnen dazu veranlasst, neben dem affirmativen Potenzial auch das kritische Potenzial unserer Intervention zu realisieren. Die Debatte über die CD gab den Anstoß zu einer ausführlichen Reflexion über Erinnern und Vergessen, Veröffentlichen und Verbergen, Reden und Schweigen, Schuld und Unschuld, Macht und Ohnmacht. Als Kriterium für das Gelingen dieser reflexiven Intervention werten wir vor allem die Tatsache, dass das kritische Potenzial der CD nicht in erster Linie von den Diskussionsleitern, sondern überwiegend von den DiskutantInnen realisiert wurde. Nicht wir als Forscher setzten den ersten Schritt auf das ›verminte‹ Gelände, sondern die zur Diskussion gekommenen DorfbewohnerInnen selbst. Gleichwohl haben wir den Verlauf des Gesprächs mit unseren Fragen ermöglicht, unterstützt, angestoßen. Wie die mittleren und letzten Passagen der Dis-

kussion zeigen, übten SprecherInnen offen Kritik an herrschenden Geschichtsbildern und gerieten darüber mit anderen in Streit. Das Versteinerte begann zu seiner eigenen Melodie zu tanzen, wenn auch nur für einige Zeit.

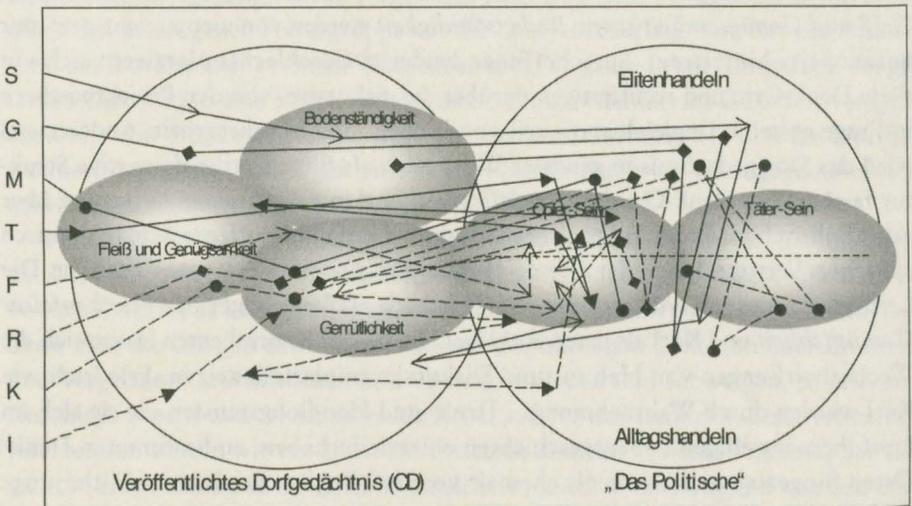
Lassen wir den gemeinsamen Gang durch den symbolischen Raum nochmals in den Grundzügen Revue passieren. Die SprecherInnen gruppieren sich zunächst im Zentrum, im Nahbereich oder am Rand des in Form der CD veröffentlichten Dorfgedächtnisses. Dabei erscheinen die Topoi von *Fleiß und Genügsamkeit*, *Gemütlichkeit* und *Bodenständigkeit*, um die sich die Individuen scharen, als Gravitationszentren eines kollektiven Gedächtnisses. Vermutlich bezeichnen diese drei Denk-Orte das, was man das *Ethos des Dorfes* nennen könnte: die Neigung zu wie der Ausdruck von einer dörflichen Lebensform. Der Ethnologe Rolf Lindner hat das Ethos-Konzept für die Lokal- und Regionalforschung fruchtbar gemacht; er streicht drei Charakteristika heraus: den präreflexiven Wirkungsmodus, eine soziale Gruppe als Leitbild und das gemeinschaftsbildende Potenzial.<sup>53</sup> *Fleiß und Genügsamkeit*, *Gemütlichkeit* und *Bodenständigkeit* erscheinen demnach als jene unhinterfragten Gewissheiten, in deren Gestalt kulturelle Repräsentationen von bäuerlich-handwerklichen Gruppen bestimmend für einen Großteil der Dorfgesellschaft geworden sind. Das dörfliche Ethos konturiert durch räumliche Differenzen nach außen hin eine Lokalidentität, die klassen-, geschlechter- und generationspezifische Differenzen im Inneren verblassen lässt. Fleißig und genügsam, gemütlich und bodenständig – so sieht sich ›der typische Frankenfesler‹, und so möchte er von anderen gesehen werden.

Die weitere Diskussion nimmt einen ambivalenten Verlauf. Einerseits zeigt sich das Dorfgedächtnis über weite Strecken als zähe, reproduktive Struktur. Die Topoi *Fleiß und Genügsamkeit* sowie *Bodenständigkeit* werden von niemandem auch nur ansatzweise hinterfragt. SprecherInnen beiderlei Geschlechts platzieren sich um diese Denk-Orte und rechtfertigen darüber die diskursive, von den Projektmachern in Frage gestellte Ungleichwertigkeit von Frauen- und Männerarbeit. Andererseits wird das Dorfgedächtnis in gewisser Weise auch als flüssige, transformative Struktur fassbar. Der Denk-Ort der *Gemütlichkeit* wird in der Auseinandersetzung über »das Politische« derart in Frage gestellt, dass darüber ein offener Schlagabtausch zwischen VertreterInnen der älteren und der jüngeren Generationen entsteht. Die Leitfiguren dieser Konfrontation sind Friedrich als Verteidiger der *Frankenfesler Gemütlichkeit* und Karl als deren Ankläger. An beiden Kontrahenten lassen sich die Wechselwirkungen von Habitus und Diskurs exemplarisch zeigen. Friedrich wie Karl werden durch Wahrnehmungs-, Denk- und Handlungsmuster, die sie sich im Lauf ihrer jeweiligen Lebensgeschichten einverleibt haben, zu bestimmten Denk-Orten hingezogen: der eine als ehemals vom NS-Regime faszinierter Hitlerjunge und Wehrmachtssoldat, der sich mit dem Vorwurf des Mitmachens und -wissens konfrontiert sieht; der andere als Sohn einer vom NS-Regime Benachteiligten und eines Augenzeugen des NS-Terrors, der die Hitlerjugend- und Soldatengeneration mit dem Vorwurf des Mitmachens und -wissens konfrontiert. Machtvolle Diskurse,

die mögliche Denk-Orte markieren, üben Anziehungskraft auf Friedrich und Karl aus: im einen Fall Spielarten des Opfer-Diskurses, etwa die Fernsehdokumentation »Holokaust«, welche die Verantwortung für Krieg und Genozid auf die wenigen Mächtigen abwälzen; im anderen Fall Varianten des Täter-Diskurses, etwa die sogenannte »Wehrmachtausstellung«, die den Vielen eine direkte oder indirekte Mitverantwortung an den NS-Verbrechen zuschreiben.

Die Schärfe der Auseinandersetzung erklärt sich nicht allein aus dem Spannungsverhältnis von Verteidigern und Anklägern, die zeitlich befristete Bündnisse mit anderen DiskutantInnen eingingen. Die Diskussion über Mitwischer- und Mittäterschaft in der NS-Zeit war wohl auch darum so heftig, weil so unterschiedliche Auffassungen über die private und öffentliche Tradierung dieses Wissens an die jüngere Generation bestanden. Vielleicht war gerade Irene, die jüngste und schweigsamste Teilnehmerin, diejenige, um deren Anerkennung die Kontrahenten am heftigsten rangen. Sie erhielt, ohne dass dies jemand intendiert hätte, zusehends die Rolle einer über den Streitparteien stehenden RichterIn oder vielleicht auch der Repräsentantin der künftigen Generation zugesprochen – eine Rolle, die sie schließlich auch wahrnahm. Am Ende der heftigen Kontroverse stand Irenes salomonischer Vorschlag eines Denkmals für die Opfer des »Todesmarsches« am Friedhof und ihr Plädoyer gegen die Verurteilung einer Zeit, in der man nicht selbst gelebt hat. Damit war gewissermaßen das versöhnliche Schlusswort einer konfliktreichen Debatte gesprochen.

### Topographie des dörflichen Gedächtnisraumes



Legende: Die durch Linien verbundenen Pfeile, Punkte und Kästchen bezeichnen jene symbolischen Plätze, die die einzelnen SprecherInnen der Reihe nach im Lauf der Diskussion einnehmen. Die Ellipsen markieren Denk-Orte, an denen sich Individuen und Kollektive platzieren. Die

Kreise umreißen die beiden Großregionen des Gedächtnisraumes: das in Form der CD veröffentlichte Dorfgedächtnis und »das Politische«. SprecherInnen: S = Sophie, G = Georg, M = Margarete, T = Theresia, F = Friedrich, R = Rudolf, K = Karl, I = Irene.

Der spezielle Fall unserer Gruppendiskussion zeigt, dass sich weder Aleida Assmanns Komplementaritätsmodell noch Pierre Noras Konfrontationsmodell generalisieren lassen. Nicht nur wurden im Gespräch zwischen Forschern und Beforschten beide Modelle in Ansätzen fassbar; es wurde auch deutlich, dass jedes dieser Modelle zu dem jeweils anderen in Wechselwirkung steht. Das widerspricht jeder statischen Vorstellung von Gedächtnis; wir konnten zeigen, dass die Topographie des Gedächtnisses im dynamischen Wechselspiel von Außen- und Innenwelt, von Plätzen und Platzierungen, hergestellt wird. Kurz, das Gedächtnis ist weniger ein raum- und zeitübergreifendes Sein als ein an das Hier und Jetzt gebundenes (interaktives) *Tun*. In den ersten beiden Diskussionsphasen überwiegt die Komplementarität zwischen den Denk-Orten erster Ordnung und der CD als Denk-Ort zweiter Ordnung. Doch bereits hier zeichnet sich – zunächst unbemerkt und erst in der nachfolgenden Analyse erkennbar – die kommende Konfrontation ab. Ab der dritten Phase können wir Verschärfung, Höhepunkt und Abklingen der Konfrontation zwischen Denk-Orten erster Ordnung und massenmedialen Meta-Diskursen als Denk-Orten zweiter Ordnung beobachten. In der Auseinandersetzung um Mitwisser- und Mittäterschaft in der NS-Zeit manifestiert sich nun besonders deutlich das Wechselspiel von Gedächtnis und Geschichte (im Sinn Noras), von Funktions- und Speichergedächtnis (im Sinn Assmanns), von mentalen und materiellen Repräsentationen der Vergangenheit. Einerseits *zwingen* machtvolle Gedächtnisdiskurse die Subjekte in vorgegebene Positionen. Die Vehemenz, mit der Friedrich gegen die von Karl vertretene Täter-Position der »Wehrmachtausstellung« seine Opfer-Position verteidigen muss, verdeutlicht die Dominanz der Geschichte beziehungsweise des Speichergedächtnisses; die CD dient ihm in diesem symbolischen Abwehrkampf, gleich einer Bastion, als *lieux de mémoire*. Andererseits *ermöglichen* machtvolle Gedächtnisdiskurse den Subjekten, sich vorgegebene Positionen zu eigen zu machen. Die Vehemenz, mit der sich Friedrich als Opfer darstellt, speist sich auch aus der selektiven Aneignung der Fernsehdokumentation »Holokaust«; dies steht gewissermaßen für die Dominanz des Gedächtnisses beziehungsweise des Funktionsgedächtnisses. Über die Intervention der Projektmacher deutet die Diskussionsrunde sogar den Nicht-Ort des Denkmals für die Opfer des »Todesmarsches« im Jahr 1945 zu einem virtuellen Denk-Ort dritter Ordnung um. Nach allem, was wir nunmehr über die Strategien der TeilnehmerInnen wissen, überrascht es kaum mehr, dass ausgerechnet Friedrich kurz vor Ende der Diskussion fragt, wer denn nun dieses zu errichtende Denkmal in der Gemeinde vorantreiben werde.

Populäre und elitäre Gedächtnisdiskurse erscheinen zugleich als Zwang *und* Möglichkeit für die Herstellung individueller und kollektiver Gedächtnisse. Dieses erzwingende und ermöglichende Potenzial wird *in praxi* jedoch nur dann wirksam,

wenn sprechende Subjekte Gedächtnisdiskurse in *Erzählungen* umformen; solche Erzählungen, die Brücken zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft schlagen, reproduzieren oder transformieren Individual- und Kollektivgedächtnisse.<sup>54</sup> Wann, wo und in welcher Weise dies geschieht, hängt von vielerlei Bedingungen ab: von den Präferenzen des Habitus, von der Position im sozialen Raum, von der Verfügung über ökonomische, soziale und kulturelle Kapitalien, von den strukturellen Gegebenheiten des jeweiligen Handlungsfeldes, von den Gegebenheiten der aktuellen Situation. Kurz, Positionen *für* Subjekte und Positionierungen *durch* Subjekte sind nur als Wechselspiel adäquat zu begreifen. Einmal gehen sie ein konfliktives Verhältnis ein, ein andermal ein komplementäres; stets sind sie jedoch aufeinander bezogen. Die Erkenntnis: »Memory is a complex process, not a simple mental act«<sup>55</sup> mag banal klingen. Ganz und gar nicht banal ist es, diesen komplexen Prozess in der Praxis zu erforschen und diesen Forschungsprozess zu reflektieren. Wie die Gruppendiskussion gezeigt hat, ist in einer solchen *reflexiven Gedächtnisgeschichte* auch die Dynamisierung statischer Geschichtsbilder angelegt.

## Anmerkungen

<sup>1</sup> Dieser Aufsatz präsentiert Ergebnisse eines im Jahr 2000 durchgeführten Forschungsprojekts des Netzwerks für Regionalstudien [<http://members.telering.at/nrs>] (Leitung: Ernst Langthaler, Mitarbeit: Bernhard Ecker und Martin Neubauer). Folgenden Personen und Institutionen möchten wir für ihre Unterstützung danken: der Abteilung für Gesellschaftswissenschaften des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur, die im Rahmen des Forschungsschwerpunktes »Kulturwissenschaften / Cultural Studies« dieses Projekt finanziert hat; der Marktgemeinde Frankenfels, die die Herstellungskosten der aus diesem Projekt hervorgegangenen CD getragen hat; Reinhard Sieder, der das Projekt von der Antragstellung bis zum Endbericht hilfreich begleitet hat; den Mitgliedern anderer Projektgruppen des Forschungsschwerpunktes »Kulturwissenschaften / Cultural Studies«, denen wir wichtige Anregungen verdanken: *Historisch-anthropologische Kulturforschung* an der Abteilung Raum und Ökonomie des Interuniversitären Instituts für Interdisziplinäre Forschung und Fortbildung (IFF) in Wien, *Österreichs Gedächtnisorte* am Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien und *Transformation gesellschaftlicher Erinnerung. Interdisziplinäre Forschungen zur österreichischen Gedächtnisgeschichte in der Zweiten Republik* am Ludwig Boltzmann-Institut für Gesellschafts- und Kulturgeschichte in Graz; Johanna Wölfl als Sprecherin und Gottfried Langthaler als Allround-Techniker, die ihr Können in die Herstellung der CD eingebracht haben; *last but not least* den elf InterviewpartnerInnen und acht TeilnehmerInnen an der Gruppendiskussion, die sich für dieses Projekt zur Verfügung gestellt haben.

<sup>2</sup> Zur sogenannten *writing culture*-Debatte vgl. Eberhard Berg u. Martin Fuchs, Hg., *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, Frankfurt am Main 1993.

<sup>3</sup> Als ein Plädoyer unter vielen vgl. Pierre Bourdieu u. Loïc J. D. Wacquant, *Reflexive Anthropologie*, Frankfurt am Main 1996.

<sup>4</sup> Vgl. Stuart Hall, *Cultural Studies and Its Theoretical Legacies*, in: Simon During, Hg., *The Cultural Studies Reader*, London u. New York 1999, 97-109.

<sup>5</sup> Vgl. Tony Bennett, *Putting Policy Into Cultural Studies*, in: Simon During, Hg., *The Cultural*

Studies Reader London u. New York 1999, 479-491.

<sup>6</sup> Vgl. Sean Nixon, *Intervening in Popular Culture. Cultural Politics and the Art of Translation*, in: Paul Gilroy u.a., Hg., *Without Guarantees. In Honour of Stuart Hall*, London u. New York 2000, 254-265.

<sup>7</sup> Zum Verhältnis von Reden und Schweigen, von Diskurs und Doxa, im sozialen Raum vgl. Pierre Bourdieu, *Was heißt sprechen? Die Ökonomie des sprachlichen Tausches*, Wien 1990, 11 ff.

<sup>8</sup> Vgl. die richtungsweisenden Überlegungen von Gert Zang, *Die unaufhaltsame Annäherung an das Einzelne. Reflexionen über den theoretischen und praktischen Nutzen der Regional- und Alltagsgeschichte*, Konstanz 1985. Als österreichisches Pendant vgl. Klaus-Dieter Mulley, *Zwischen Heimatkunde und »Geschichtswerkstatt«*. Plädoyer für eine moderne, kritische zeitgeschichtliche Landeskunde, in: *Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich 50/51 (1984/85)*, 206-228; ders., *Orts- und Regionalgeschichte. Bemerkungen zu ihrer Theorie, Konzeption und Organisation*, in: Ulrike Kerschbaum u. Erich Rabl, Hg., *Heimatsforschung heute*, Krems u. Horn 1988, 43-52; ders., *Region, Heimat, Identität – und Geschichte*, in: *Historicum Winter 2000/2001*, 4-7.

<sup>9</sup> Habermas unterscheidet *kommunikative Macht*, die in der Lebenswelt von kompetenten Akteuren in kommunikativen Praktiken ausgehandelt wird, und *administrative Macht*, die systemische Institutionen durch strategisches Handeln ausüben. Während erstere die *legitime Geltung* von Normen in herrschaftsfreien Diskursen begründet, setzt letztere die *faktische Geltung* von Normen durch legitime Herrschaft durch. Habermas sieht die Möglichkeit legitimer Herrschaft im *Transfer* von kommunikativer in administrative Macht, die durch das Zusammenwirken einer *spontanen* und einer *demokratisch verfassten* Öffentlichkeit ermöglicht wird. Während erstere Macht diskursiv begründet, setzt letztere diese Macht administrativ um. Bedroht erscheint die Legitimität von rationaler Herrschaft, wenn systemische Institutionen den Geltungsbereich administrativer Macht auf das Aushandeln kommunikativer Macht in lebensweltlichen Diskursen ausdehnen. Vgl. Jürgen Habermas, *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt am Main 1991.

<sup>10</sup> Obwohl Lyotard die Auffassung teilt, dass erst Diskurse normative Fragen klären können, verwirft er die Möglichkeit einer herrschaftsfreien Sphäre des Sprechens. Jeglicher Diskurs erscheint der »technologischen Rationalität« verhaftet, welche die konkreten Subjekte den Steuerungsmechanismen anonymer Systeme unterordnet. Während *mythische Erzählungen* Herrschaft durch den Verweis auf eine ursprüngliche Vergangenheit legitimieren, erzeugen *emanzipatorische Erzählungen* Legitimität durch den Verweis auf eine anzustrebende Zukunft. Lyotard argumentiert für die Dekonstruktion dieser »großen Erzählungen«, die durch Ein- und Ausschluss möglicher Aussagen Macht ausüben. Es geht ihm nicht um öffentliche Konsensbildung über Normen, sondern um einen ständigen Widerstreit in der Öffentlichkeit, der dazu tendiert, das vom Diskurs Ausgeschlossene wiederum einzuschließen und damit denk-, sag- und machbar werden zu lassen. Vgl. Jean-François Lyotard, *Das postmoderne Wissen*. Wien 1993.

<sup>11</sup> Vgl. Thorsten Bonacker, *Die Zweideutigkeit der Demokratie. Zur Macht- und Herrschaftsproblematik bei Jürgen Habermas und Jean-François Lyotard*, in: Peter Imbusch, Hg., *Macht und Herrschaft. Sozialwissenschaftliche Konzeptionen und Theorien*, Opladen 1998, 199-220.

<sup>12</sup> Zu Möglichkeiten und Grenzen eines solchen dialogischen Ansatzes, der auf langjährigen Feldforschungserfahrungen in einer niederösterreichischen Gemeinde basiert, vgl. Ernst Langthaler, *Dorfgeschichte als reflexiver Prozeß*, in: *Historische Anthropologie 10 (2002)*, 145-153.

<sup>13</sup> Hartmut Böhme u.a., *Orientierung Kulturwissenschaft. Was sie kann, was sie will*, Reinbek 2000, 101.

<sup>14</sup> Vgl. Böhme u.a., *Orientierung*, 155 ff.

<sup>15</sup> Vgl. Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, 130 ff.

- <sup>16</sup> Vgl. Pierre Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1998, 32 ff.
- <sup>17</sup> Vgl. Stuart Hall, *Encoding, Decoding*, in: Simon During, Hg., *The Cultural Studies Reader*, London u. New York 1999, 507-517; Richard Johnson, *What Is Cultural Studies Anyway?*, in: John Storey, Hg., *What Is Cultural Studies? A Reader*, London u.a. 1996, 75-114.
- <sup>18</sup> Zur ausführlicheren Begründung dieses Modells vgl. Ernst Langthaler, *Gedächtnisgeschichte: Positionen, Probleme, Perspektiven*, in: *Beiträge zur Historischen Sozialkunde* 29 (1999), Sondernummer Kulturwissenschaften, 30-46.
- <sup>19</sup> Vgl. Dan Sperber, *Explaining Culture. A Naturalistic Approach*, Oxford u. Malden 1998, 106 ff.
- <sup>20</sup> Ebd., 112.
- <sup>21</sup> Vgl. Nora, *Geschichte*, wie Anm. 16, 32.
- <sup>22</sup> Unser Konzept des Gedächtnisraumes ist inspiriert durch die raumsoziologischen Überlegungen von Martina Löw, *Raumsoziologie*, Frankfurt am Main 2001, die Raum als »relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten« versteht.
- <sup>23</sup> Vgl. Michael Foucault, *Die Ordnung des Diskurses*, Frankfurt am Main 1991.
- <sup>24</sup> Vgl. Kathryn Woodward, *Concepts Of Identity and Difference*, in: dies., Hg., *Identity and Difference*, London u.a. 1997, 7-61.
- <sup>25</sup> Vgl. Marc Augé, *Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit*, Frankfurt am Main 1994.
- <sup>26</sup> Vgl. Pierre Bourdieu, *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt am Main 1993, 97 ff.
- <sup>27</sup> Maurice Halbwachs, *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*, Frankfurt am Main 1985, 23.
- <sup>28</sup> Vgl. Peter Burke, *Eleganz und Haltung. Die Vielfalt der Kulturgeschichte*, Berlin 1998, 64 f.
- <sup>29</sup> Vgl. Benedict Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt am Main u. New York 1993.
- <sup>30</sup> Zum lokalhistorischen Kontext vgl. Ernst Langthaler, *Das Frankenfelder Gedächtnis. Vom Erinnern und Vergessen der Zeitgeschichte (1905-1996)*, in: Bernhard Gamsjäger u. ders., Hg., *Das Frankenfelder Buch, Frankenfels 1997*, 214-395.
- <sup>31</sup> Die elf InterviewpartnerInnen, sechs Frauen und fünf Männer, gehören den Geburtsjahrgängen zwischen etwa 1910 und 1930 an und stammen aus dem Bauern-, Handwerker- und Lohnarbeitermilieu. In der Interviewführung orientierten wir uns am »narrativ-biographischen Interview« nach Reinhard Sieder, *Erzählungen analysieren – Analysen erzählen. Narrativ-biographisches Interview, Textanalyse und Falldarstellung*, in: Karl R. Wernhart u. Werner Zips, Hg., *Ethnohistorie: Rekonstruktion und Kulturkritik. Eine Einführung*, Wien 1998, 145-172: Haupterzählung, immanentes und exmanentes Nachfragen. Die Erzähleinladung lautete zu Beginn folgendermaßen: »Erzählen Sie mir über Ihre Erlebnisse an verschiedenen Orten, die für Sie persönlich wichtig waren oder sind.« Da diese Aufforderung in den ersten Interviews manchmal Verwirrung stiftete, gingen wir zu einer offeneren Erzähleinladung über: »Wir interessieren uns für die Erlebnisse, die Menschen an verschiedenen Orten gemacht haben. Ich bitte Sie daher, mir über Ihr Leben in früheren Zeiten zu erzählen.« Erst im Nachfrageteil fragten wir nach bestimmten Örtlichkeiten (Haus, Straße, Wald, Schule, Wirtshaus, Kirche, Geschäft, Amt und so fort). Die zwei- bis vierstündigen Interviews wurden mittels MiniDisc-Recorder aufgezeichnet und anschließend in zwei- bis dreiminütige Spuren gegliedert, die jeweils eine Sinneinheit bilden. Jede Sinneinheit wurde nach Form (Geschichte, Bericht, Beschreibung, Argumentation, Evaluation) und Inhalt mit Hilfe eines Datenbankprogramms beschlagwortet. In mehreren Abfragedurchgängen wurden aus dem rund 25 Stunden umfassenden Interviewmaterial jene Passagen ausgewählt, die auf der CD veröffentlicht werden sollten. Dabei bevorzugten wir Geschichten, die das erinnerte Geschehen in besonderem Maß an konkrete Orte knüpfen, gegenüber anderen

Textsorten. Diese etwa 50 Minuten umfassenden Passagen wurden für die Textanalyse transkribiert, die nach manifester Bedeutung und latentem Sinn des Erzählten fragte. Aus dem Analysematerial wurden schließlich die etwa 30 Minuten umfassenden Kommentare für die CD verfasst, die die Interviewpassagen verbinden. Die Kommentare sollten sich von Form und Inhalt her alltäglichen Kommunikationsmustern annähern; keinesfalls sollten sie in den Ohren der HörerInnen allzu »wissenschaftlich« klingen.

<sup>32</sup> Die CD (Bernhard Ecker u.a., Denk-Orte. Aus dem Gedächtnis eines Dorfes (1930-1960), Frankenfels 2000) wurde am 9. August 2000 im Rahmen eines »Heimatabends« in einem Frankenfeler Gasthaus der Öffentlichkeit vorgestellt. Die InterviewpartnerInnen erhielten im Rahmen dieser Veranstaltung ein Exemplar der CD als Geschenk überreicht. In den folgenden Monaten erwarben GemeindebewohnerInnen etwa 100 Exemplare der CD; vielfach wurde mangels geeigneter Abspielgeräte die CD auf Tonbandcassetten überspielt und weitergegeben.

<sup>33</sup> In der Planung, Durchführung und Analyse der Gruppendiskussion, die am 3. Dezember 2000 stattfand, folgten wir methodischen Anregungen von Uwe Flick, Qualitative Forschung. Theorie, Methoden, Anwendung in Psychologie und Sozialwissenschaften, Reinbek 1995, 131 ff. Wir luden acht GemeindebewohnerInnen unterschiedlicher Geschlechter, Generationen und Berufe in das Extrazimmer eines Frankenfeler Gasthauses ein. Unsere interne Rollenverteilung sah vor, dass Bernhard Ecker, der als einziger nicht im Ort wohnhaft war, die Diskussionsleitung übernahm; Ernst Langthaler vertrat die Position des Forschers; Martin Neubauer achtete als stiller Beobachter auf nonverbale Äußerungen der TeilnehmerInnen. Wir hatten mehrere Impulse vorbereitet, die eine offene Diskussion in Gang setzen sollten. Die Diskussion wurde mit einer Vorstellungsrunde eröffnet; daran schloss eine Schilderung der Hörsituationen an; danach fragten wir nach dem Lokalspezifischen, das auf der CD zu hören war oder darauf fehlte. Den weiteren Verlauf ließen wir offen und streuten je nach Bedarf zusätzliche Impulse ein. Die etwa zweieinhalbstündige Diskussion, die wir auf MiniDisc aufzeichneten, wurde vollständig transkribiert, in Sinneinheiten gegliedert und auf fünf Ebenen analysiert: Kontext der Gesprächssituation, Paraphrase des Gesprächsinhaltes, Assoziationen zu vorangegangenen Sinneinheiten, manifeste Bedeutung und latenter Sinn der Äußerungen. Nach einer Grobanalyse des gesamten Transkripts, die wir einzeln durchführten, erfolgten Feinanalysen einzelner Sinneinheiten und die Theoriebildung in der Gruppe.

<sup>34</sup> Die folgenden Zitate und Paraphrasen beziehen sich auf die vollständige Transkription der Gruppendiskussion, die bei den Autoren aufliegt; um den Anmerkungsapparat nicht zu überlasten, wird auf genaue Seitenangaben verzichtet.

<sup>35</sup> Geboren 1955, wohnt seit Geburt in Frankenfels, arbeitet in einer nahe gelegenen Kleinstadt als Sozialarbeiterin.

<sup>36</sup> Geboren 1956, wohnt seit Geburt in Frankenfels, bewirtschaftet gemeinsam mit seiner Frau einen Bauernhof im Vollerwerb, ist aktives Mitglied des Arbeiter- und Samariterbundes.

<sup>37</sup> Geboren 1930, wohnt seit Geburt in Frankenfels, Pensionistin.

<sup>38</sup> Geboren 1925, wohnt ausgenommen von einigen Jahren der unselbständigen Erwerbsarbeit seit Geburt in Frankenfels, Pensionistin, ist engagierte Mitarbeiterin in der katholischen Pfarrgemeinde.

<sup>39</sup> Geboren 1926, ist nach Jahrzehnten der beruflichen Tätigkeit in der Generaldirektion der Österreichischen Bundesbahnen in Wien wieder in seinen Geburtsort zurückgekehrt, Pensionist, ist aktives Mitglied des Arbeiter- und Samariterbundes und Tourismus-Beauftragter der Gemeinde.

<sup>40</sup> Geboren 1943, lebt seit Geburt in Frankenfels, bewirtschaftete einen Bauernhof im Nebenerwerb und war im Baugewerbe und bei den Österreichischen Bundesbahnen berufstätig, ist Obmann des Heimat- und Trachtenvereines und der Zeltgemeinschaft.

<sup>41</sup> Geboren 1939, lebt seit Geburt in Frankenfels, gründete und leitete bis zu seiner Pensionierung einen Installateurbetrieb, war mehrere Jahre lang Gemeinderat der Österreichischen Volkspartei.

- <sup>42</sup> Geboren 1976, hat trotz der ausbildungsbedingten Abwesenheit ihren Hauptwohnsitz in Frankenfels behalten, hat soeben das Studium der Landschaftsplanung abgeschlossen, engagiert sich in der Landjugend.
- <sup>43</sup> Zur Blasmusik als gemeinschaftsstiftendes Element in dörflichen Gesellschaften vgl. Bernhard Ecker, Die Melodie der Gemeinschaft. Dorfmusikanten in den dreißiger und vierziger Jahren, in: Ernst Langthaler u. Reinhard Sieder, Hg., Über die Dörfer. Ländliche Lebenswelten in der Moderne, Wien 2000, 167-214.
- <sup>44</sup> Zur politischen Kultur der Untersuchungsgemeinde während der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre vgl. Ernst Langthaler, Umbruch im Dorf? Ländliche Lebenswelten von 1945 bis 1950, in: Reinhard Sieder u.a., Hg., Österreich 1945-1995. Gesellschaft, Politik, Kultur, Wien. 1996, 35-53; ders., Alltag im Nationalsozialismus I: Die tägliche Mobilisierung, in: Ernst Bruckmüller, Hg., Alltagserfahrungen in der Geschichte Österreichs, Wien 1998, 182-200; ders., Die Erfindung des Gebirgsbauern. Identitätsdiskurse zwischen NS-System und voralpiner Lebenswelt, in: ders. u. Reinhard Sieder, Hg., Über die Dörfer. Ländliche Lebenswelten in der Moderne, Wien 2000, 87-142; ders., Österreich vor Ort. Ein Weg in die kollektive Identität der Zweiten Republik, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 13 (2002) H. 1, 7-43; Martin Neubauer, Seemann in den Bergen. Jugendliche Freizeitkultur in den niederösterreichischen Voralpen um 1960, in: Ernst Langthaler u. Reinhard Sieder, Hg., Über die Dörfer. Ländliche Lebenswelten in der Moderne, Wien 2000, 217-249.
- <sup>45</sup> Zu Opfer-Täter-Diskursen in Bezug auf die NS-Zeit nach 1945 vgl. Heidemarie Uhl, Das »erste Opfer«. Der österreichische Opfermythos und seine Transformationen in der Zweiten Republik, in: Österreichische Zeitschrift für Politikwissenschaft 30 (2001), 19-34.
- <sup>46</sup> Zur Debatte um die Ausstellung »Vernichtungskrieg« in Österreich vgl. Brigitte Kepplinger u. Reinhard Kannonier, Irritationen. Die Wehrmachtausstellung in Linz, Grünbach 1997; Ulf Brunnbauer, Eiszeit der Erinnerung. Vom Vergessen der eigenen Schuld, Wien 1999; Helga Embacher u.a., Umkämpfte Erinnerung. Die Wehrmachtausstellung in Salzburg, Salzburg u. Wien 1999.
- <sup>47</sup> Diese dreiteilige Fernsehdokumentation des ZDF-«Fernsehhistorikers« Guido Knopp über den nationalsozialistischen Genozid wurde im Jahr 2000 von deutschen und österreichischen Sendern ausgestrahlt. Als Begleitbuch vgl. Guido Knopp, Holocaust, München 2000.
- <sup>48</sup> Vgl. Reinhard Sieder, Sozialgeschichte der Familie, Frankfurt am Main 1987, 36 f.
- <sup>49</sup> Möglicherweise knüpft er an lokalhistorische Aktivitäten an, die diese »Todesmärsche« in den vergangenen Jahren in Frankenfels thematisiert haben. Vgl. neben den öffentlichkeitswirksamen Projekten der örtlichen Hauptschule in den Jahren 1995 (Broschüre) und 1998 (Theateraufführung) den zeitgeschichtlichen Abschnitt des *Frankenfesler Buches* (Langthaler, Gedächtnis, wie Anm. 30, 296 f.).
- <sup>50</sup> Zu einer ethnopsychoanalytischen Lesart dieser Übertragungen und Gegenübertragungen in einem mexikanischen Dorf vgl. Maya Nadig, Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopsychoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko, Frankfurt am Main 1992.
- <sup>51</sup> Zur Differenzierung der Textsorten im narrativen Interview vgl. Sieder, Erzählungen, wie Anm. 31, 151.
- <sup>52</sup> Aus den in elf Interviews gewonnenen, rund 25 Stunden dauernden Erzählungen der GemeindegewohnerInnen wurden schließlich rund 50 Minuten, also ein Dreißigstel oder 3,3 Prozent, auf der CD veröffentlicht. Die restlichen 30 Minuten der CD-Spieldauer umfassen die Kommentartexte der Sprecherin.
- <sup>53</sup> Vgl. Rolf Lindner, Das Ethos der Region, in: ders., Hg., Die Wiederkehr des Regionalen. Über neue Formen kultureller Identität, Frankfurt am Main u. New York 1994, 201-231, hier 211 ff.
- <sup>54</sup> Zur narrativen Konstruktion individueller und kollektiver Gedächtnisse vgl. Wolfgang Müller-Funk, Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung, Wien u. New York 2002, 87 ff.
- <sup>55</sup> James Fentress u. Chris Wickham, Social Memory, Oxford u. Cambridge 1992, X.